

Die Bestrebungen der Helvetischen Gesellschaft des XVIII. Jahrhunderts

Autor(en): **Flach, Heinrich**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Jahrbuch der Schweizerischen Gesellschaft für Schulgesundheitspflege = Annales de la Société Suisse d'Hygiène Scolaire**

Band (Jahr): **16/1915 (1916)**

PDF erstellt am: **28.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-91249>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

5. Die Bestrebungen der Helvetischen Gesellschaft des XVIII. Jahrhunderts.

Von Dr. **Heinrich Flach**

Professor am Kantonalen Lehrerseminar Küsnacht (Zürich).

Die Schweizerische Eidgenossenschaft krankte im XVIII. Jahrhundert an mancherlei Übeln. Der an sich lose Staatenbund, in dem Patriziate, aristokratisch gefärbte Zunftstädte und die auf demokratischem Untergrund wurzelnden Familienregimente der Länder sich nebeneinander merkwürdig genug ausnahmen, war infolge des religiösen Gegensatzes noch lockerer geworden. Jeder Autorität bar, war die Tagsatzung alles eher, als eine Regierung im eigentlichen Sinne des Wortes. Kein Wunder, daß die Geschichte als einzige gemeinsame Handlung der Epoche das Bündnis mit Frankreich von 1777 nennt. Noch immer absorbierte der Solddienst die besten Kräfte. In fremdem Kriegsdienst, auf Schulen, im Getriebe des wirtschaftlichen Verkehrs brachten gerade diejenigen ihre Lehrjahre in den Bevölkerungszentren des Auslandes zu und gefährdeten dort ihre nationale Eigenart, die berufen waren, nach ihrer Rückkehr die Geschicke ihrer Staaten zu lenken. An den großen Zug der Welt gewöhnt, hingen sie diesem auch zu Hause nach, wo er mit den kleinen Verhältnissen seltsam kontrastierte, und verfielen bei vorhandenem Reichtum dem Luxus- und Genußleben. Andere taten es ihnen gleich, und so liefen die Nachkommen der alten Schweizer Gefahr zu verweichlichen. Nationale Ideen konnten lange keine Wurzel fassen; wohl aber führte der Kantönligeist zu verderblicher Sonderpolitik.

Wie auf eidgenössischem Boden, zeigen sich auch in den einzelnen Kantonen überall Gegensätze. Ein ausgesprochener Kastengeist schied die Herren von den Untertanen; mit Privilegien überhäufte Stadtgemeinden waren in eifersüchtiger Sorge bestrebt, ihre Vorteile zu sichern und das Landvolk darnieder zu halten.

Die „von Gott eingesetzten“ Obrigkeiten glaubten sich allerorten unfehlbar und heilig und wahrten ängstlich und feierlich das Geheimnis in allen politischen Angelegenheiten. Als eine Macht neben und über dem Volke waren sie häufig bloß darauf bedacht, für das eigene Interesse zu sorgen, statt dasjenige des Ganzen ins Auge zu fassen und hierin die wichtigste Aufgabe des Staates zu erblicken. Die regierenden Körperschaften verlangten vom Volke unbedingten Gehorsam; jede Auflehnung gegen den obrigkeitlichen Willen wurde aufs strengste geahndet, und eine alles Geistesleben in Fesseln schlagende Zensur lastete auf allen Gemütern. Schwer litten Handel und Gewerbe unter dem unsinnigen Zunftzwang; von Niederlassungsfreiheit nirgends eine Spur. Am schlimmsten aber waren in bezug auf Wohlfahrtseinrichtungen die Gemeinen Herrschaften dran. „Gemeines Gut ward übel besorgt.“ So begreifen wir die zürnende Frage des Dichters:

„Sag' an, Helvetien, du Heldenvaterland,
Wie ist dein altes Volk dem jetzigen verwandt?“

Hallers Satiren und Staatsromane, die scharfen Epigramme und Pamphlete des Toggenburgers Johannes Grob, Scheuchzers patriotische Schriften, Bodmers und seiner Jünglinge Kritik und das humanitäre Wirken Iselins zeigen, daß es nicht an Stimmen fehlte, die zur Einkehr mahnten. Vor allem aber suchte die Helvetische Gesellschaft „Gemeingeist und reinere Bildung an allen Orten zu wecken, die entfremdeten Gemüter einander wieder zu nähern und so nach allen Seiten hin anregend zu wirken“. ¹⁾ Sie rief den schlummernden bessern Teil im Herzen vieler Schweizer wieder wach; in ihren von hohem Idealismus getragenen Versammlungen wurden in beredtem und feurigem Gedankenaustausch, dem Zeitgeist entsprechend freilich oft in einer schwärmerisch-sentimentalen Weise, immer wieder Mittel und Wege beraten, wie man einer bessern Zukunft entgegensteuern könne.

* * *

Bei Anlaß der Säkularfeier der Basler Universität, 1760, äußerten nach mehrtägigem glücklichem Beisammensein die Zürcher Salomon Hirzel, Salomon Geßner und Obmann Schinz, sowie ihr Gastfreund Isaak Iselin den Wunsch, sich künftig regelmäßig an einem zentral gelegenen Orte wieder zu treffen, zunächst um die Freundschaft zu pflegen. 1761 fanden sie sich

¹⁾ Morell, Helvetische Gesellschaft, S. 28

in Schinznach ein, und im Jahr darauf gelobten sich die neuerdings Versammelten im Vereine mit ein paar mitgebrachten Gesinnungsgenossen, eine eidgenössische Gesellschaft zu stiften, die sich das genauere Studium der vaterländischen Geschichte zur Aufgabe machen, bald aber, einer Anregung Iselins von 1760 folgend, tatsächlich unter dem Scheine einer bloßen Ergötzlichkeit den Grund zu Verhältnissen legen wollte, wodurch dem gemeinsamen Vaterlande große sittliche und politische Vorteile erworben werden könnten; die Einigung der Stände und die Förderung von Tugend und Glückseligkeit ihrer Bürger setzte man sich zum Ziel.¹⁾

Eigentlicher Organisator war der Zürcher Stadtarzt Hans Caspar Hirzel; von ihm entworfene Satzungen gaben der Vereinigung 1762 ihre erste feste Gestalt, und fortan fanden die Tagungen der Helvetischen Gesellschaft alljährlich 1762—1780 in Schinznach statt, 1781—1794 in Olten und 1795—1797 in Aarau.²⁾ Der erste Paragraph der 1766 bereinigten „Gesetze“ lautet: „Die Gesellschaft soll zum einzigen Zweck und Gegenstand haben, Freundschaft und Liebe, Verbindung und Eintracht unter den Eidgenossen zu stiften und zu erhalten; die Triebe zu schönen, guten und edlen Taten auszubreiten, und Friede, Freiheit und Tugend durch die Freunde des Vaterlandes auf künftige Alter und Zeiten fortzupflanzen.“³⁾ In diesem Rahmen bewegte sich die Tätigkeit der Patrioten. Wir betrachten sie im folgenden, gestützt auf die gedruckten Verhandlungen, denen die jeweiligen Präsidialreden und die meisten der der Veröffentlichung würdig befundenen Vorträge oder Vorlesungen beigegeben sind.

Kritische Zeiten, in denen die höchsten Güter in Frage gestellt waren, haben die Menschen immer zur Einkehr angehalten und eine Verinnerlichung des Lebens herbeigeführt, in der sie, eigene Schuld und Fehle erkennend, Besserung gelobten und zum mindesten die kommende Generation vor begangenen verhängnisvollen Fehlern und Sünden zu bewahren versuchten.

Man glaubte, dies in der zweiten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts u. a. durch eine Änderung des bestehenden Erziehungs-

¹⁾ Brief Iselins an Salomon Hirzel vom 1. Juli 1760; Morell, S. 196.

²⁾ Von den 1807—1818 in Zofingen und 1819—1826 in Schinznach abgehaltenen Sitzungen soll hier nicht berichtet werden.

³⁾ V. 1766, S. 15—24. — (V. bedeutet Verhandlungen der Helvetischen Gesellschaft.)

systems zu erreichen. 1758 erschien in Basel eine anonyme Flugschrift: „Patriotische Träume eines Eidgenossen von einem Mittel, die veraltete Eidgenossenschaft wieder zu verjüngen, Freistadt, bei Wilhelm Tells Erben“. Verfasser war der greise angesehene Luzerner Patrizier und Ratsherr Franz Urs Balthasar, „ein wahrer eidgenössischer Held, in den reinsten Absichten den ersten Stiftern der Eidgenossenschaft gleich“. ¹⁾ Aus den Händen des mit ihm befreundeten Landvogts Engel war das Dokument in diejenigen Iselins übergegangen, und dieser eifrige Vorkämpfer für politische und humane Bildung beeilte sich, die freisinnigen Gedanken in die Öffentlichkeit zu bringen. Sie erregten in den denkenden Kreisen das größte Aufsehen und gewannen dann besonders das Interesse der Helvetischen Gesellschaft, weil sie die Grundübel der Zeit zusammenfaßten und durch das friedliche Mittel einer gesunden nationalen Erziehung eine radikale Heilung derselben anstrebten.

Auf Größe und Verfall verschiedener Staaten hinweisend, gibt Balthasar einige Beispiele von sorgfältiger Erziehung von Fürsten und Staatsmännern und fragt dann, „ob nicht vermittelt einer gemeinsamen Auferziehung die Eidgenossenschaft zu einer besseren Einigkeit und Vertraulichkeit einzuleiten wäre“. Trotz seiner Weitherzigkeit aristokratisch fühlend, denkt er dabei nicht an die gesamte Jugend, sondern nur an solche Kinder, deren Eltern in Ehren und Ämtern sitzen, oder die von solchen abstammen und Hoffnung haben, auch zu den Ehrenstellen zu gelangen, oder endlich auch an solche, die eine besondere Fähigkeit zeigen, dem Vaterland nützliche Dienste zu leisten, also im ganzen an die künftigen Regenten und Verwalter. Etwa 130, zehn aus jedem Ort, sollten nach ihm vom 17. oder 18. Altersjahr an für drei Jahre in ein eidgenössisches Seminarium gebracht werden, wo sie nichts anderes zu erlernen hätten, als was der Wohlfahrt des Vaterlandes ersprießlich sei. Innerhalb der Grenzen desselben will er die Jugend bilden lassen, nicht in fremden Ländern, von woher Pracht, Hoffart, Schwelgerei und Ausgelassenheit zu uns schleichen. „Wir sehen täglich, wie die väterliche Sorgfalt und Begierde, den Kindern ihr Glück zu machen (indem sie sie mit Akademien, Kollegien, Kriegsdiensten und andern Mitteln auswärts fördern will), sich betrogen findet, maßen nur allzu oft anstatt

¹⁾ V. 1763, S. 65; aus der Rede von Dr. C. Hirzel.

eines wohlgesitteten, ehrbaren, gelehrten jungen Menschen ein Idiot, ein Sprachverderber, ein mit ausländischen Lastern Angefüllter, ein Saufbruder, ein Galantisierer, ein Großsprecher und Aufschneider gebildet worden ist, dessen ganze Kunst darin besteht, jenes Gut zu verschwenden, so in dem Lauf eines ganzen Jahrhunderts durch seine Voreltern mit saurer Müh, Arbeit und Sparsamkeit, wie von sorgfältigen Ameisen zusammengetragen worden; und bleibt ihm nichts als, Gans über Meer, Gans wieder nach Haus.“

Der oberflächlichen Vielwisserei wird Krieg angesagt. „Was nutzt uns, wenn wir lediglich nach aller Zierlichkeit hersagen können, wie viel Gold Peru, wie viel Silber Potosy Spanien eintrage, wie zahlreich die französischen Kriegsheere, wie viel Herzogtümer in Deutschland, wie weitschichtig Moskau, wie stark die Ottomanen, wie volkreich China, wie streitbar Persien, mit einem Wort wie die ganze Welt beschaffen; wenn hingegen uns unbekannt bleibet, in welchen Dingen die wahre Kraft, Saft und Macht der Eidgenossenschaft bestehet, wenn wir Fremdlinge in unserm Vaterland, dessen Geschichte und Staatskunde sind?“ Wenn auch die Geschichte „namhafter Taten, Revolutionen ganzer Reiche und Republiken, Entdeckung neuer Welten, wunderbarer Sitten und Gebräuche in den vier Teilen der Welt sich befindender Völker“ jungen Leuten angenehmer und vergnüglicher ist als die schweizerischen Jahrbücher, Bünde und Abschiede, so ist eben doch zu sagen, daß derjenige sich nicht allein „seinem lustbegierigen Geschmack, sondern dem Wohl des Vaterlandes überlassen und widmen muß, der die Absicht heget, in die Regierung zu gelangen“; oder „um Gotteswillen, wie ist zu hoffen, daß einer, dem unsere Bündnisse, Verträge, Schlüsse und Abschiede nicht besser als die hebräische Sprache bekannt sind, dasjenige werde einsehen, abraten und bewirken können, was hauptsächlich des gemeinen Wesens Wohlfahrt, Rettung und Pflichten berührt?“

Staatswissenschaften sind deshalb vornehmlich der Unterrichtsgegenstand der Balthasarschen Pflanzschule. Vor allem verlangt er Kenntnis der Bünde der dreizehn löblichen Orte unter sich und mit den Zugewandten, von „deren Aufrechterhaltung einzig und allein das Heil aller schweizerischen Staaten unmittelbar abhänge“; ferner die Einführung in das Wesen der Bündnisse mit den auswärtigen Mächten, bei welcher Gelegenheit vor Offensivbündnissen zu warnen sei. Fremde Kriegsdienste taxiert er

als ein bedenkliches Übel und fragt: „Ob die Eidgenossenschaft so reich an Volk, daß aus den Freiwilligen so viele Kriegsdienste mit Ehren und Nutzen des Staates können unterhalten werden? Ob aus den Traktaten könne erzwungen werden, daß die Schweizer offensive dienen müssen, welches den verdammlichen Anlaß gibet, daß um einen liederlichen Sold ein Eid- und Bundesgenoß, ein Nachbar, ein Vater, ein Bruder den andern, anstatt sein Leben für ihn einzusetzen, mit Mord und Tod verderben darf und muß?“

In zweite Linie stellt Balthasar die Unterweisung über „die innere Beschaffenheit jedes Ortes, ferner über einige Abschiede, durch welche besonders tapfermütige Entschlüsse (z. B. die Defensionalia) beratschlagt worden“.

Im letzten Jahre soll den Jünglingen „ein vollständiger Unterricht erteilt werden, wie man in Rats- und richterlichen Versammlungen ehrerbietige — doch unerschrockene Vorträge tun müsse; wie die Prozesse, nach jeden Ortes Rechten, zu beurteilen; wie Begrüßungs-, Danksagungs- und andere Reden einzurichten seien, und wie man sich auf Gesandtschaften, Tagleistungen und dergleichen aufzuführen habe“.

Mit dem Hinweis auf bestehende Rechtsmißbräuche betont Balthasar, daß nicht Glück, Verwandtschaft und Kredit zu ansehnlichen, wichtigen und einträglichen Ämtern bringen sollten, sondern Eifer, Kräfte und Fähigkeiten; „maßen der große Gott dereinst harte Rechenschaft fordern wird, wenn durch Trägheit, Untüchtigkeit oder Vernachlässigung dem gemeinen Wesen insgesamt oder denen, so es angeht, Nachteil oder Bedrängnis erwächst; wenn solche Personen der Witwen, der Waisen, der Bedrängten Anliegen und Beschwerden nicht beherzigen, alles auf die lange Bank schieben und ihr Recht nicht verteidigen noch retten; denn Gott hat sie als Väter solcher armer notleidender Personen gesetzt; er wird zu seiner Zeit dieser Regenten Tun und Lassen auf die Wagschale legen, um selbige nach deren Gewicht und Maß zu belohnen oder zu strafen“.

Den Schülern des Seminars soll ein freundliches und liebreiches Betragen im Umgang mit jedermann eingepflanzt werden; „solches erwirbet den obrigkeitlichen Personen die Liebe ihrer Untergebenen“.

Vor allem soll das angehende Magistratspersonal im Fache der Geschichte unterwiesen werden, und zwar in allgemeiner wie in schweizerischer Geschichte: „Man müßte in Vortragung

der Geschichten aber nicht die Grenzen der Eidgenossenschaft zu Schranken setzen; sondern, um einen rühmlichen Eifer desto mehr anzuglimmen, sollten die in Kriegs- und Friedenszeiten ausgeübten großmütigen und rechten Heldentaten der Römer, der Griechen, der Venetianer, der Holländer, oder was sonst die Schriftsteller Rühmliches der Nachwelt zum besten in den Geschichten hinterlassen, der Jugend unter Augen und in den Sinn gelegt werden; denn dergleichen erregt in der Brust eines tugendhaften Jünglings eine sehnliche Begierde, durch edelmütige Taten sich ebenfalls bei der Nachwelt berühmt zu machen; und würde also von Jugend an lernen und sich überzeugen, daß nächst Gott das Vaterland und dessen Wohlfahrt, selbst vorzüglich vor seiner eigenen, solle geliebet, gesucht und beherzigt werden. Auf diesen Grundsatz hinbauend, würden diese jungen Leute hell, wie in einen Spiegel, sehen; daß man schnödes Geld und Verehrungen, große Versprechen, eitle ehrgeizige Erhöhungen und dergleichen reizende Versuchungen herzhaft verachten und von der Hand weisen solle; zumal aus der Belesung der vaterländischen Geschichten ihm kund sein würde, daß unserer Nation kein schändlicherer Flecken angehängt worden sei als der, so zu Zeiten die schändliche Begierde nach Gut und Reichtümern ihr mittelst schändlicher Gesinnung eint und anderer angesehener Personen zugezogen. Sie würden sehen und begreifen, daß die unserem Land an sich so widrige und unerträgliche Pracht die Sehnsucht nach fremdem Gold und Geld erzeuge, und daß solche von fremden Botschaften mit allem Fleiß eingeführt und unterhalten wird, um zugleich die Hoffart und die Armut zu vermehren. Dadurch werden ihnen die Ratstuben geöffnet und bedürftig gewordene Standesglieder von ihnen abhängig, welches dann die Zerstörung der innerlichen Ruh und Einigkeit anzettelt, gutgesinnte Beratschlagungen und Entschlüsse behindert. Und da man in Republiken nicht allsobald Feuer und Schwert brauchen darf, so nehmen dergleichen böse Beispiele wie Unkraut überhand, wodurch der gute Samen nach und nach völlig ersticket wird; also daß aus diesen Quellen alles Unheil fließet, welches das liebe Vaterland bis auf diesen Tag geängstigt, und zuletzt gar in das völlige Verderben drücken und stürzen wird“.

Mit der Pflanzschule wünscht Balthasar auch einen militärischen Unterricht zu verbinden, einmal weil man sich von Jugend auf ans Gehorchen und Befehlen gewöhnen solle, und weil es

nötig wäre, „daß die gesamte löbliche Eidgenossenschaft sich durchgehend zu einerlei Exercitio militare verstehen würde“.

Balthasar verhehlt sich die Schwierigkeiten der Ausführung seines Planes nicht; er nennt sie vielmehr selbst, indem er hinweist auf die Verschiedenheit der Religion, der Jugend, der Aufseher, der Professoren, der Direktoren, des Landes, des Ortes, der Staatsverfassung, der Sitten und Gebräuche. Viel Mühe werde vor allem die Finanzierung bereiten. Er rechnet auf Beiträge der einzelnen Kantone, die wohl etwas von den Staatseinkünften opfern werden, um das Vaterland vor dem Umsturz zu bewahren. „Man kann ja fast mit den Händen fühlen, daß wir dem Ende unserer Freiheit und dem völligen Verfall ganz nahe sind. Wir sehen die alte Tapferkeit versunken, die Ehre der Nation verflogen, die Armut eingedrungen, umso mehr als Pracht, Übermut und Verschwendung sich emporschwinget; die gute Verständnis in den Tagleistungen verkehret sich in Zurückhaltung und Zerrüttung; so viel Köpfe, so viel verschiedene Meinungen von keinem Zusammenhang.“ Der Optimismus läßt ihn sogar an die Erhebung einer Steuer denken: „Ein Reich kann nicht bestehen ohne Waffen, die Waffen nicht ohne Geld; das Geld kann nicht wohl anders als durch Auflagen gesammelt werden; ich begnüge mich in der ganzen schweizerischen Botmäßigkeit mit einem einzigen Groschen von jedem Rauchfang, welcher beinahe zulänglich sein würde, die Unkosten zu bestreiten, umso mehr, als diejenigen, so in das Seminar einträten, ihre eigene vorgeschriebene Kleidung anschaffen und für Unterhalt, Unterweisung u. s. f. jährlich 100 Gulden erlegen müßten“.

Balthasar hofft, daß jedermann zu einem so heilsamen Werke die Hand bieten werde, und den Untertanen bedeutet er, daß das Seminar ihnen vielleicht nicht immer verschlossen bleiben werde. „Das Glück ist wandelbar; wer heute zu oberst am Brett sitzt, dessen Nachkommen werden auf der Schaubühne der Welt vielleicht eine weit geringere Person vorstellen; wenn die Hälfte der heute an der Regierung sitzenden nur von hundert Jahren her sollten untersucht werden, so dürfte sich wohl finden, daß ihre Voreltern so wenig sich das gegenwärtige Glück träumen ließen, als du dir anjetzo möglich zu werden vorbildest, daß die Deinigen in dieser Staatsschule werden erzogen werden.“

Zuversichtlich schließt er seinen Traum mit den Worten: „Wenn unter Gottes Segen ein so holder Glücksschein uns be-

leuchten sollte, daß ein so nützliches Werk durch diese oder andere bequemere Mittel zu seiner Wirklichkeit gelangte, so setze ich außer Zweifel, daß aus diesem Seminario, als einem Trojanischen Pferd, zu des Vaterlandes Glück und nicht zum Verderben, solche Männer hervorstiegen, die das ganze Schweizerland mit der Fackel ihres Verstandes und ihrer Einsicht erleuchten würden. Alle in dieser Staatsschule Erzogenen würden einander von Jugend an kennen lernen; auf Tugend gegründete Freundschaft erlöscht niemals; der Ratsglieder gute Gesinnung würde sich erstrecken auf die Orte selbst; und also würde die erste und edelste Absicht der Bünde, für einander zu leben und zu sterben, eines des andern Nutzen zu fördern und Schaden zu wenden, wiederum zum Leben erweckt, und die erstarrte Liebe und Einigkeit, wieder erwärmt, in einem aufrichtigen Freundschaftseifer auflodern; eine solche Einigkeit unter den Eidgenossen wird also bald uns wieder bei den Fürsten des Auslands die alte Achtung erneuern und uns ihnen schätzbar machen, welche uns als kleine Teile eines sonst nicht zu verachtenden Ganzen mit Nachlässigkeit und Geringschätzung behandeln“.

Balthasars Gedanken fanden früh einen Widerhall in der Helvetischen Gesellschaft. Obmann Schinz (Zürich) weist ihnen in seiner Präsidialrede von 1768 sogar einen bestimmenden Einfluß auf deren Gründung zu, und schon 1764 gab man dem Danke gegenüber dem Autor dadurch Ausdruck, daß man ihm den Titel eines Vaters und Vorstehers der Gesellschaft beilegte, nachdem man ihn 1762 zum Ehrenmitglied ernannt hatte. Neben Balthasars Vorschlägen wurden allerdings zugleich auch diejenigen des patriotischen Bodmer erwogen, der sich etwas ungeniert des Originals bedient und es mit wenigen Änderungen als eigenes Produkt unter dem Namen „Roher Entwurf einer Helvetischen Tischgesellschaft“ den Freunden zugestellt hatte. Neu ist an seinem Vorschlag hauptsächlich ein aus den Jünglingen selbst zu bestellendes Sittengericht zur Ahndung von Disziplinarfehlern, sowie die Forderung von körperlichen Übungen und Arbeiten; auch hält er einige Monate für ausreichend, um die jungen Leute nicht nur mit dem Leib, sondern auch mit dem Gemüt zusammenzubringen. Er schlägt vor, das Institut mit Hilfe von Aktien à fond perdu zu gründen, ihm die Einkünfte der Grafschaft Baden zu sichern und das Ganze unter die Aufsicht der Helvetischen Gesellschaft zu stellen.

Noch ein Dritter, der Arzt Dr. Laurenz Zellweger von Trogen, befaßte sich angelegentlich mit dem Plan; er machte eine besondere Eingabe und meinte: „Die patriotischen Träume könnten gar wohl realisiert werden, wenn man Mut und Herzhaftigkeit genug und die erforderliche Freigebigkeit besäße, einen Fond zur Bestreitung der Unkosten zusammenzuschließen“.

1763 wurden die Entwürfe Bodmers und Zellwegers in Schinznach von einer Vierer-Kommission beraten und nach deren Antrag von der Versammlung zwar sehr vorteilhaft und gut befunden, ihre Ausführung aber auf bequemere Zeiten verschoben.¹⁾ Von Trogen aus forderte der todkranke Zellweger 1764 die tagende Gesellschaft auf, den von Bodmer neu bearbeiteten Plan Balthasars wieder in Erwägung zu ziehen; aber man kam, wohl wegen schwacher Beteiligung, nur zu dem Beschluß: „Der Ruf sei viel zu beachtenswert, als daß die Gesellschaft unterlassen könnte, das Mögliche zu tun; sie werde deshalb allen Mitgliedern besondere Betrachtungen hierüber zu bedenken anheimgeben“.²⁾ Der Wille, „an der Errichtung der gemeineidgenössischen Schule zu arbeiten“, war vorhanden, wie Dr. Hirzels Biographie Zellwegers³⁾ und der Briefwechsel der Freunde beweisen. Trotzdem kam es auch 1765 zu keiner Tat; man begnügte sich damit, die Schriften Balthasars und Bodmers den Verhandlungen beizudrucken, im übrigen aber ein weiteres Jahr zu überlegen, „ob und wie möglich die Ausführung des Projektes sei“.⁴⁾ Dies löste freilich viel Unzufriedenheit aus; der Neffe Zellwegers nahm kein Blatt vor den Mund und wünschte den Schinznacher Zusammenkünften mehr Aktivität; man müsse das Band der Freundschaft durch rühmliche Handlungen fester knüpfen, die allein große Reputation verdienen.⁵⁾

Nachdem es eine Zeitlang geschienen, daß J. B. Tschiffeli, der Gründer der ökonomischen Gesellschaft von Bern, die Verwirklichung des Helvetischen Contubernii übernehmen werde⁶⁾, wurde die Angelegenheit 1766 wieder erörtert, aber durch den von Professor Planta erstatteten Bericht über das von ihm inzwischen gestiftete Erziehungsinstitut von Haldenstein plötzlich auf die Seite geschoben, offenbar weil man in diesem seit 1761 bestehenden Philanthropin die eigenen Wünsche in über-

¹⁾ V. 1763, S. 19, 24. — ²⁾ V. 1764, S. 9, 11. — ³⁾ V. 1764, 83 ff. — ⁴⁾ V. 1765, S. 6, 7; 15—74. — ⁵⁾ Morell, Helvetische Gesellschaft, S. 229 f. — ⁶⁾ Morell, S. 231 f.

raschender Weise erfüllt fand.¹⁾ Zwar beauftragte man eine neue Kommission mit weiteren reiflichen Überlegungen zugunsten von Vorschlägen für das kommende Jahr; aber weder die Verhandlungen von 1767 noch die von 1768 und 1769 enthalten etwas darüber; die Sache war also auf die lange Bank geschoben. Als dann 1770 Ulysses von Salis-Marschlins, der uneigennützigste Freund philanthropischer Bestrebungen, zu Schinznach ein Memorial verlas betreffend Verlegung des Seminars von Haldenstein nach Marschlins und über wichtige Verbesserungen der Erziehung mit Hilfe intensiverer physischer Ausbildung der Schüler, als ferner Professor Planta einen Entwurf vorlegte, in dem die Verbindung einer Schule für würdige Söhne dürftiger Eltern mit dem Institut vorgesehen war, gelangten die Beratungen zu folgendem Ergebnis: „Die Versetzung der Haldensteinschen Pflanzschule sowohl als die vorgeschlagenen Verbesserungen in bezug auf die Erziehung werden für ruhmwürdig und wichtig befunden, und die Gesellschaft hält es für ihre Pflicht, den Freunden des Vaterlandes und einer besseren Erziehung seiner Söhne dieses Institut umso viel eher zu empfehlen, da in demselben für einen sonst vernachlässigten Teil der öffentlichen Erziehung, für die Gesundheit des Körpers, wesentlich gesorgt wird, welches so viel zur Munterkeit des Geistes und der Fähigkeit zu allem Guten beiträgt. Ebenso ist auch der Entwurf des Herrn Professor Planta der höchsten Aufmerksamkeit, der Ermunterung und des Beistandes menschenliebender Gemüter und eines von Verbesserungen gährenden Jahrhunderts würdig erfunden worden. Und die Unternehmer desselben, welche bestimmt zu sein scheinen, Ideen wirklich zu machen, die ändern kaum möglich dünken, dürfen sicher auf den Eifer der Helvetischen Gesellschaft zur Beförderung des Unternehmens rechnen.“²⁾

Als Ulysses von Salis-Marschlins 1772 die Gesellschaft präsidierte, benutzte er die Gelegenheit, von der Erziehung der Jugend, der Kunst, rechtschaffene Republikaner zu bilden, und in Verbindung damit noch einmal vom Wesen seines Philanthropins zu sprechen. Nachdrücklich hebt er die Anwendung der Sokratischen Lehrart, die religiöse Grundlage des ganzen Unterrichts, die kleine Schaubühne für theatralische Übungen, ferner Gym-

¹⁾ V. 1766, S. 8 f.; auf den S. 27—64 findet sich die „Geschichte und Beschreibung des Seminarii in der Freiherrschaft Haldenstein, nahe bei Chur, in Bünden“. — ²⁾ V. 1770, S. 6—10.

nastik, Spaziergänge und Alpenreisen hervor, sowie die eigenartige Selbstregierung, die die jungen Leute an gesellschaftliche Formen gewöhnen und aus ihnen selbständige und aufrechte Patrioten machen sollte. Marschlins werde den Wunsch erfüllen helfen, „durch eine gemeinsame Erziehung junger Eidgenossen von verschiedenen Religionen und Ständen die alte Einmütigkeit, den sichersten Grundpfeiler der Republik, wieder herzustellen, und die Herzen aller Eidgenossen mit einer zärtlichen, ungeheuchelten, zutrauensvollen Bruderliebe anzuzünden“. ¹⁾

Den besten Einblick in die Bestrebungen des Instituts von Haldenstein-Marschlins gewährt neben der Beschreibung von Planta der von Dr. C. F. Bahrdt 1776 herausgegebene Erziehungsplan. Es machte sich zur Aufgabe, „junge Leute erstlich zum Christentum zu bilden, hernach zu dem politischen, ökonomischen, militärischen und kaufmännischen Berufe vorzubereiten“, verfolgte also tatsächlich ähnliche Ziele, wie sie Balthasar und Bodmer vorschwebten. In Religionsangelegenheiten vertrat man unter Wahrung des Toleranzprinzips einen gemäßigt rationalistischen Standpunkt. Als Lehrmethode wählte man die des Pädagogiums von Halle mit Betonung der individuellen Eigenart der Schüler und des Anschauungsunterrichts. Bei der Wahl der Lehrfächer wurde auf das praktische Leben Rücksicht genommen; im Lehrplan figurieren Geschichte, Geographie, Naturlehre, Naturrecht, Logik, Mathematik, Buchhaltung, Briefschreiben, Schön- und Rechtsschreiben, Latein, Italienisch, Französisch, Deutsch, Anfänge des Griechischen, sowie Musik, Gesang und Tanz. Auch die Handfertigkeit wurde gepflegt. Die „jungen Herren“ hatten sich in den Freistunden mit Drechseln, Glasschleifen, Anfertigung von Papparbeiten, später auch in der Besorgung des Gartens zu üben. Große Aufmerksamkeit wurde der Körperpflege geschenkt. Eine „Theorie der Gesundheitssorge“ belehrte über die äußerlichen Mittel zur Wahrung des körperlichen Wohlbefindens. Peinliche Reinlichkeit wurde verlangt. Zu den täglichen Waschungen kam jeden Sommerabend ein Bad. Mit den gewöhnlichen Unterrichtsstunden wechselten Übungslektionen in Tanzen, Fechten, Musik, Singen und solche, bei denen im Umhergehen unterrichtet wurde. Viel Bewegung in freier Luft wurde ermöglicht und jeder an alle Wechsel der Witterung gewöhnt; vernünftige, leichte Kleidung

¹⁾ V. 1772, S. 15–33.

war vorgeschrieben, sowie möglichst zuträgliche Nahrung bei wenig Fleisch; viel Schlaf besonders vor Mitternacht auf nicht zu weichem Lager, in schönen Sommernächten im Zelt. In gymnastischen Spielen sah man das wichtigste und vornehmste Mittel, um der Jugend Gesundheit und Stärke des Leibes mitzuteilen; hervorgehoben werden besonders Ballspiel, Schwimmen, Wettlaufen, Springen, Lastenheben, Fechten, Balken- und Bretterlaufen, Schlittschuhfahren und Tanzen. Das Leben an der Schule war geregelt durch eine nach römischem Vorbild gestaltete demokratische Verfassung mit teilweiser Selbstregierung der Schüler, die sich eine Obrigkeit wählen, bestehend aus Konsuln, Zensor, Prätor, Ädil, Volkstribun, Quästor, Kanzler und Senatoren oder Assessoren, die über Wohlanständigkeit und Disziplin wachten. Zwistigkeiten wurden je Samstags in sogenannten Prozessen erledigt durch Republik und obrigkeitliche Personen in Verbindung mit den Lehrern. Um die Zeit zu schonen, vielleicht auch um vorbildlich zu wirken und Entgleisungen zu verhüten, erledigten die Lehrer die Großzahl der Prozesse; vier bis fünf der wichtigsten aber wurden der ganzen Republik überlassen. „Diese Einrichtung bringt viele Vorteile; es kann nicht leicht ein Fehler verborgen bleiben.“ Untersuchung und Prozesse haben zur Folge, „daß ein jeder sorgfältig alle Ausschweifungen meidet und sich eines untadeligen Lebenswandels befleißigt; sodann lernen sie reden, und die Richter lernen denken, prüfen und bekommen einen Begriff von Forensischen Sachen“.¹⁾

Auf der Subskribentenliste, die dem Bahrdt'schen Plane beigegeben ist, figurieren neben sehr vielen Ausländern, meist Deutschen, eine große Anzahl Schweizer, darunter Angehörige regierender Kreise, Mitglieder der Helvetischen Gesellschaft, die ihren Söhnen die Vorteile der verbesserten Erziehung zuteil werden ließen; eine stattliche Reihe hervorragender Männer verschiedener politischer Färbung — von Reinhard bis Laharpe — haben in dem Bündner Philanthropin das Rüstzeug geholt, mit dem sie während der Helvetik, in der Mediations- und Restaurationsepoche wetteifernd sich um das Wohl des Vaterlandes bemühten.

Zum letztenmal wurde in Schinznach unter dem Hinweis auf Balthasar und Bodmer des Institutes von Marschlins in der Ver-

¹⁾ Philanthropinischer Erziehungsplan oder vollständige Nachricht von dem ersten wirklichen Philanthropin zu Marschlins. Frankfurt a. M. 1776.

sammlung von 1774 gedacht, und zwar durch den Jahrespräsidenten Junker Landvogt Tscharner¹⁾ von Bern in seiner Rede über die „Bildung der patriotischen Jugend durch eine tüchtige Auferziehung“. Tscharner betont, daß „die physische Bildung des gesunden Körpers, verbunden mit der moralischen Bildung einer edlen Seele“ die Ahnen groß gemacht habe. „Sie bildeten sich durch Beispiel, Nachahmung und Gewohnheit zu Helden und Patrioten, die ihre Ehre im Dienste des Vaterlands und ihren Ruhm im Tode für dasselbe suchten“. Er empfiehlt eine naturgemäße Erziehung, redet der Abhärtung des Körpers das Wort und verlangt Rückkehr zur alten Mäßigkeit und Genügsamkeit. Man bilde unter Wahrung der angestammten Art würdige Männer und Weiber, die dem verderblichen Einfluß von Aufwand und Luxus zu trotzen vermögen. —

Pädagogische Fragen wurden von der Helvetischen Gesellschaft noch oft erörtert, ein Beweis für die Notwendigkeit einer Reform des Erziehungswesens. Professor Füßli (Zürich) fordert 1782 auf zur Erhaltung der „Einfalt und edlen Rohigkeit“, die die Vorfahren ausgezeichnet habe. Er zieht für Söhne und Töchter den öffentlichen Unterricht dem häuslichen, die Erziehung im Vaterland einer jeden in der Fremde vor. Das Lernen soll zur angenehmen Arbeit, aber nicht zur Spielerei gemacht werden. Fort mit jeder Verzärtelung, mit dem „größeren Teil jener ewigen Kinderschriften, welche meistens dix mille Livres de Rente künftigen Erbteils für jeden deiner Jungens oder Mädchens voraussetzen; noch mehr aber alle Kinderschauspiele — es müßten denn solche sein, wo ein Tyrann, ein Bürgerfeind, ein Bauernschinder den Vögeln zur Speise gegeben wird“. Kollegien und Gymnasien sollen den Unterricht auf das Zweckmäßige und eigentlich Wissenswürdige einschränken. Die Schriften der Alten fördern neben der vaterländischen Geschichte die Erziehung des Schweizers zum Staatsmann. Füßli wünscht vermehrte Pflege der gymnastischen Übungen und klagt über Vernachlässigung des Mädchenunterrichts, der aus den Töchtern alles eher mache als Hausmütter, Bürgerinnen und Schweizerinnen. Er eifert gegen den übertriebenen Putz, die Manie der Lektüre in der Frauenwelt und gegen die „Leipziger Gouverneure und welschen Gouvernanten, die Pfuscher in geist- und weltlicher Wissenschaft, die Tanz- und Zeichenmeister,

¹⁾ Tscharner ist das Urbild zu Pestalozzis Arner.

die einander im Hause wie Schildwachen ablösen, da wo einst die einzige Mutter ohne mühsames Kopfzerbrechen, meist nur durch das unwiderstehliche Beispiel einer unverdrossenen, heitern und geräuschlosen Ausübung auch der schwersten Tugenden ihres Geschlechtes“ still ihrer Pflicht nachging.¹⁾

Während die meisten Vorschläge die Erziehung der bessern Stände ins Auge faßten, beschäftigte sich in einer anonymen Schrift an die Versammlung von 1786 der junge Rengger, damals stud. med. in Göttingen, mit der Hebung der eigentlichen Volkserziehung, die er mit der Schaffung eines Nationalkalenders anstreben möchte. Rengger bedauert, daß er die Erziehung, das beste Werkzeug zur Volksaufklärung, nicht bloß unbenutzt und ungebraucht, sondern gar in unverständigen Händen ein schädliches Werkzeug werden sah. Wohl würden Schulen gehalten, aber das Volk lerne darin nur Psalter und polemische Katechismen und nichts von allem, was froh und gut machen kann; freilich vernehme es in Kirchen oft genug, was und wieviel die sieben Gnadenstücklein seien, aber bis heute noch nicht, daß die Obrigkeit bestehlen auch stehlen sei. Er macht darauf aufmerksam, daß das unmündige Volk mit autoritären Mitteln gebildet werden müsse, und nennt als ein solches den Kalender, der durch Bestimmung und Gebrauch ein Volksbuch im eigentlichen Sinne des Wortes sei — ein Buch, durch das sich so manches Vorurteil wegrenten, so manches edle Samenkörnlein ausstreuen ließe, wenn es richtig beschaffen wäre. Wie verdienstlich wäre es, wenn Männer, die Geist und Sprache, Bedürfnis und Führungskunst des Volkes studiert hätten, eine Stunde ihres Lebens hingäben zum edlen Geschäfte der Erziehung.

Dann führt der jugendliche Kopf mit einer Einsicht, die man sonst nur beim Alter trifft, aus, daß der Gang des echten Verbesserns leise und allmählich sein müsse. Mit dem Maße in der Hand würde er sich die Vorurteile und Irrtümer ansehen, deren Heilung das Volk am schleunigsten bedarf. Er zitiert Pestalozzi, an dessen Ideen man sich noch fast durchgehends stieß; ihm möchte er die Kunst des Volkslehrens absehen, obschon der edle Mann zu sehr Genie sei, um ganz Volkslehrer zu sein. — Auf den allfälligen Inhalt des Kalenders kommend, bemerkt Rengger, daß er ökonomische Hausregeln und landwirtschaftliche Ver-

¹⁾ V. 1782, S. 70 ff.

besserungen nur vorlegen würde, wenn er ihres Erfolges absolut sicher sei; denn zehn Mißbräuche nicht abschaffen sei besser als einen einführen, und des Volkes Glauben an Unfehlbarkeit verscherzt, sei für immer verscherzt. Hingegen will er einen Teil des Buches verwenden zur Darstellung schöner Charakterzüge und edler Schweizertaten. Auch Epidemien, Seuchen, Krankheiten des Jahres sollten ihren Platz finden, weil sie Gelegenheit zum Anbringen von Gesundheitsregeln bieten. Durch schriftliches Fixieren von wichtigen, fortdauernden Jahresmandaten, die das Volk beim Kanzelverlesen nur halb hört, nie verstehen lernt und darum nicht hält, glaubt er den besten Weg zu weisen, der Obrigkeit und Regierte einander näher brächte und zwischen beiden schönes Vertrauen weckte. Vaterlandslieder, die freilich meist erst gedichtet werden müßten, sollen mithelfen, den Kalender zu einem wahren Buche des Volkes zu machen. — Die Gesellschaft billigte diese Ausführungen, glaubte sich aber mit ihrer Verwirklichung nicht abgeben zu können und forderte den Verfasser auf, diese im Verein mit einzelnen Mitgliedern anzustreben.¹⁾ Der Kalender ist Projekt geblieben; in den neunziger Jahren aber hat Rengger trotz seiner anstrengenden Tätigkeit als Arzt in Zeitschriften viel zur Aufklärung des Volkes beigetragen.

Auf der Tagung von 1786 wurde eifrig diskutiert über die Notwendigkeit der Vervollkommnung des Nationalcharakters, die am sichersten erreicht werde durch eine allgemein betriebene und von Kenntnis, Erfahrung und Klugheit geleitete Verbesserung der öffentlichen und privaten Erziehung der helvetischen Jugend. Es wurden Preise ausgesetzt „für die beste und vollständigste Nachricht von dem ganzen Erziehungswesen des eint oder anderen der schweizerischen Freistaaten und die brauchbarsten Vorschläge der möglichen Mittel zur Verbesserung derselben“.²⁾ 1787 und 1788 liefen Arbeiten ein; weil sie aber die vorgelegten Fragen nicht im ganzen Umfange lösten und trotz des Vortrefflichen, das jede enthielt, den vorgesetzten Zweck nicht ganz erreichten, fand man für gut, sie K. von Bonstetten, dem edlen Stifter der Preise, zu übersenden mit der Bitte, „derselbe möchte selbst nach seinen besten Einsichten die dankwürdigen Bemühungen der Konkurrenten nach eigenem Belieben remunerieren“.³⁾

¹⁾ V. 1786, S. 6, 7; 59—68. — ²⁾ V. 1786, S. 7, 8. — ³⁾ V. 1787, S. 6, 7; 1788, S. 4, 5.

Auch der Präsident des Jahres 1786, Landvogt von Fellenberg aus Bern, nahm, überzeugt von der Notwendigkeit einer durchgreifenden Reform, energisch Stellung zu dem Erziehungsproblem. Er klagt, daß es, wie in den meisten europäischen Staaten, auch bei uns schlecht bestellt sei mit der Schulung des Landmannes. „Was Felbiger, Rochow und unser tiefdenkender Pestalozzi für die Aufklärung desselben gedacht und geschrieben, ist von unsern heutigen Regierungen bisher noch wenig benutzt worden, und dieser edle und zahlreichste Teil einer jeden Nation sinkt fast allenthalben durch den Mangel erträglicher Schulanstalten und eines auf die Pflanzung eines tätigen Christentums abzielenden Religionsunterrichts in einen Grad von Unwissenheit, von Irreligiosität und Unsittlichkeit hinab, gegen welchen selbst die besten Gesetze unkräftig verbleiben müssen“. Nicht besser sei es mit der dem Handwerk, den Künsten und der Handelschaft sich widmenden Jugend bestellt. Nirgends als in Zürich und Basel findet er Anstalten für Ärzte und Chirurgen, und nichts werde getan für die so wichtige Viehartzwissenschaft, wie auch die Erziehung der dem geistlichen Stande sich widmenden Jünglinge vernachlässigt sei. Am schlimmsten aber stehe es mit der Erziehung derer, die sich der Magistratur zuwenden wollen. Trotz vorgenommener aner kennenswerter Verbesserungen vermittelten die öffentlichen Schulen und Gymnasien der Städte den künftigen Magistratspersonen zu wenig unentbehrliche Kenntnisse und hielten zu wenig auf Zucht und Bildung der Sitten, und auch die Hauslehrer seien nicht in der Lage, neben Sprach- und Religionsunterricht die dem künftigen Staatsmanne notwendigen Studien zu fördern. Von den daneben in Frage kommenden Privatanstalten leisteten nur diejenigen Befriedigendes, die nach Basedows Muster gestaltet seien. Sie legten aber nur den Grund, und die eigentliche Erziehung des Staatsmannes müsse anderswo besorgt werden. Bei guten Vermögensverhältnissen schicke man die Söhne auf die Universitäten. „Die deutschen Akademien, vorzüglich Göttingen, können von Deutschlands künftigen Staatsleuten mit Nutzen besucht werden. Aber was hören auf denselben eidgenössische Jünglinge von eidgenössischen Sachen? Können wir erwarten, daß sie durch Vorlesungen über abstraktes, sogenanntes natürliches Recht, durch dogmatisches Studium des römischen und kanonischen Rechts und anderer exotischer Gesetzgebungen zu eidgenössischen Staatsmännern gebildet werden? ist nicht zu ver-

muten, daß die meist unreifen helvetischen Jünglinge aus dem angehörten Gemisch von allerhand fremden Rechten allerhand in ihrem Vaterland unanwendbare Regeln nach Hause bringen werden? Aber mehr noch fürchte ich von der Verderbung der Sitten für unsere Jugend. Wer kennt nicht die auf den hohen Schulen herrschende Ausgelassenheit? Man denke auch an das ebenso unnütze, gefährliche und kostbare frühzeitige Reisen unserer jungen Republikaner“. — Fellenberg ist der Meinung, daß man nicht mehr länger von fremden Pflanzschulen und Akademien abhängen, sondern auf die Errichtung einheimischer, unsern Bedürfnissen angepaßter Erziehungsanstalten bedacht sein sollte, bei deren Ausgestaltung einige Grundsätze überall Anwendung finden könnten.

„Wenn die Unterweisung in den zu errichtenden politischen Pflanzschulen nur auf die ersten Kenntnisse der Religion, der Sprachen, der Geographie und der Geschichte sich einschränkte, so müßten unsere eidgenössischen Staaten fortfahren, ihre Söhne auf fremde Universitäten zu schicken oder nach dem von verschiedenen Patrioten geäußerten Wunsche auf die freilich nicht schlechterdings unausführbare, aber doch unzähligen Schwierigkeiten ausgesetzte Errichtung einer allgemeinen eidgenössischen Akademie bedacht sein. Um unsern Wünschen zu entsprechen, müssen demnach unsere Pflanzschulen ihre Lektionen auf alle unsern den Staatsgeschäften sich widmenden Jünglingen nützlichen Kenntnisse ausdehnen und selbige in den mathematischen, philosophischen, physischen und politischen Studien soweit zu bringen trachten, daß sie nachher auf dem bei ihnen gelegten Grund ferner fortzubauen und sich ohne Bedürfnis fremder Hülfe selbst zu vervollkommen imstande sind. Doch es ist nicht genug, daß unsere Pflanzschulen nur für eine vollständige Unterweisung besorgt seien; sie sollen auch für die Zucht, die Sitten, die Bildung der Grundsätze und für die Stärkung des Körpers sorgen; sie sollen trachten, eine lebhaft abneigende Haltung gegen die herrschenden Torheiten und Ausschweifungen unseres Zeitalters anzugewöhnen und durch frühzeitige Einpflanzung entgegengesetzter Gewohnheiten vor künftigen Verführungen zu sichern suchen. Wir müssen unsere republikanischen Jünglinge vom achten oder zehnten Jahre ihres Alters an den schädlichen Eindrücken einer verdorbenen Denk- und Lebensart entziehen und sie in den Stiftungen, von denen ich rede, bis in ihr achtzehntes oder zwanzigstes

Jahr nicht nur nach einem vollständigen Unterweisungsentwurfe unterrichten, sondern auch nähren, einquartieren und durch eine beständige Aufsicht und Disziplin an all das gewöhnen, was künftigen Staatsleuten anständig ist“.¹⁾

Fellenberg will also mehr als eine bloß mehrmonatliche Tischgesellschaft oder eine dreijährige patriotische Pflanzschule; nach ihm sollen die später dem Staatsdienst sich widmenden Jünglinge von früher Jugend an einheitlich und systematisch auf ihren Beruf vorbereitet werden, was bekanntlich dereinst sein Sohn, Philipp Emanuel Fellenberg, der als fünfzehnjähriger Knabe die Rede des Vaters voll Begeisterung anhörte, in seiner berühmten Erziehungsanstalt auf Hofwyl u. a. zu verwirklichen versuchte.

Fr. Bernhard Meyer von Schauensee berührt in seiner groß angelegten Rede von 1796, in der er vom Vaterland, von dessen Schäden (fremde Kriegsdienste, Ausländerei) und deren Hebung spricht, noch einmal die nationale Erziehung, die er nicht mit Unterricht verwechselt haben will. Beide sollen Hand in Hand gehen, damit Chauvinismus und Kosmopolitismus sich gegenseitig wohlthuende Schranken ziehen.

„Man muß Unterricht und Erziehung genau voneinander unterscheiden. Es gibt keinen National-Unterricht; denn er ist allgemein, so wie die Kenntnisse, zu denen wir durch ihn gelangen. Aber es gibt eine National-Erziehung, die, im Verhältnis mit der Landesverfassung, den Menschen bei seiner Geburt ergreift und ihn bis ins Grab umgibt. Sie ist bloß lokal und relativ und bringt in uns Gewohnheiten hervor, die uns mit unserm Vaterland sozusagen identifizieren. Unterricht führt uns zum Kosmopolitismus; aus der Nationalerziehung hingegen entspringt die Vaterlandsliebe. Unterricht ohne Nationalerziehung erschlaft unsere Tätigkeit um so mehr, als er die Sphäre unserer Wirkung über ihre Kräfte ausdehnt. Nationalerziehung ohne Unterricht gibt uns eine bloß tierische Anhänglichkeit an den Boden, so uns erzeugte, und gebiert Stolz, Herrschsucht, Verachtung gegen andere Länder, blinde Vorliebe zu uns selbst, die sich aller Vervollkommnung entgegensetzt; Ungerechtigkeit gegen die Rechte anderer Völker, Eroberungssucht und stumpfsinniges Wohlgefallen an Herabwürdigung und Sklaverei. Erziehung und Unterricht müssen daher miteinander vereint werden, damit durch die Erziehung

¹⁾ V. 1786, S. 13—56.

Vaterlandsliebe hervorgebracht und durch den Unterricht dann die Begriffe der Vaterlandsliebe berichtigt werden.“

Der Redner fordert die Bürger auf, durch Fleiß und Arbeit dem Staate immer nützlicher zu werden, und endlich einen Gemeingeist zu schaffen, der dem Ganzen Leben, Festigkeit und Richtung gebe. Die Väter sollen ihren Kindern eine Erziehung vermitteln, die mehr mit dem Vaterland als mit dem Ausland in Beziehung stehe; und die Mütter, die zuerst auf Empfindungen einwirken, mögen sich die Mutter der Gracchen als Beispiel wählen und Liebe zu Wahrheit und Tugend, Gesinnungen der Uneigennützigkeit und häuslichen Glückseligkeit, sowie den herrlichen Mut, aber nicht für das Ausland, sondern für Freiheit und Vaterland einflößen. ¹⁾

* * *

Schon früher hatte die übermäßige Beeinflussung der Schweiz durch das Ausland mit ihren schlimmen Folgen die Helvetische Gesellschaft über etwaige Mittel zur Abwehr beraten lassen. 1767 wurde beschlossen, für die nächste Versammlung in einem Aufsatz die Gedanken zusammen zu tragen: „Über die Reisen junger Eidgenossen innert der Grenzen unseres Vaterlandes und derselben größern Nutzen und weniger Gefahr als bei auswärtigen Reisen“. ²⁾ 1768 verschob man die Beratung über den Vorschlag, „die Reisen derer, die ihr Beruf oder Handwerk nicht unumgänglich auswärts zu reisen nötigt, innert die Grenzen unseres gemeinschaftlichen Vaterlandes einzuschränken“ ³⁾. 1769 aber beauftragte man den Ratsherrn Hirzel (Zürich), die zu publizierende Arbeit zu kürzen und zu verbessern, und lud alle Eidgenossen in und außerhalb der Gesellschaft ein, sie zu beherzigen. Mit Bedauern wird darin darauf hingewiesen, daß viele Jünglinge der meisten Schweizerstädte, besonders solche, die sich dem Staatsdienste widmen wollen, unvorbereitet und ohne Leitung in fremde Länder reisen und dann mit Unsitten und Unarten beladen zurückkommen. Es sei nichts dagegen einzuwenden, wenn jüngere Leute oder Männer von gesetztem Wesen berufshalber oder zur völligen Stärkung ihres schon geformten Charakters sich mit den Sitten und Verfassungen anderer Völker bekannt machen, indem sie wohlvorbereitete Fahrten ins Ausland unternehmen. Jené Jungen aber, die nach eingerissenem Brauche herdenweis ohne Wahl und

¹⁾ V. 1796, S. 3—112. — ²⁾ V. 1767, S. 8, 9. — ³⁾ V. 1768, S. 8.

Vorsorge ausströmen und sich monate- und jahrelang allen Verführungen aussetzen und dem Müßiggang anheimfallen, würden besser im Vaterlande reisen. Wohl seien auch hier die Sitten nicht mehr so rein und ehrbar wie einst; aber man könnte sie doch der Obhut vertrauter Freunde unterstellen, die sie vor Prachtliebe und unnützer Wollust behüten würden. Und wenn denn um jeden Preis Aufwand getrieben werden müsse, so würden doch die Kosten aus einem brüderlichen Staat in den andern übertragen. Bildung hole man nicht nur in der großen Welt; ein guter Fond an Wohlanständigkeit im Herzen lasse sich auch zu Hause äufnen, und französische Sprache lerne sich ganz gut und rein im eigenen Vaterland. Vor Königsthronen finde man kriechende Aufwartung und Schmeichelei, stolze Mienen und harte Befehle, überhaupt Gesinnungen, die eines Republikaners unwürdig seien. Reisen in die Fremde und Aufenthalt in den Weltstädten brächten manchen um sein halbes Vermögen, das dann später in der Heimat oft mit allerhand unerlaubten und niederträchtigen Mitteln wieder ergänzt werde.¹⁾

Das Traktandum Reisen wurde 1776 wieder erörtert²⁾ und ganz kurz 1782 auch von Professor Füßli gestreift, der unter anderm sogar meint, „daß es unserer Eidgenossenschaft besser frommen dürfte, wenn weit der meiste Kram, den unsere jungen Herren von Stand ab den Hochschulen zurückzubringen pflegen, lieber an Ort und Stelle gelassen würde, jene Hefte insbesondere, worin der ganze Wust der gesetzgeberischen Widersprüche aller Nationen ins System gebracht wird.“³⁾ 1788 sprach Junker Im Thurn von Schaffhausen über die Reiselust in unserer Zeit, und 1795 unterhielt der französische Pfarrer in Basel, Bridel von Mildern, die Gesellschaft mit einem Versuch, wie Schweizerjünglinge mit Nutzen ihr Vaterland bereisen können. Überall wird eine stärkere Betonung des Nationalen verlangt.

* * *

Indem die Helvetische Gesellschaft die Weckung und Förderung des Gemeinsinns unter den Eidgenossen anstrebte, kam sie von selbst dazu, die vorhandenen religiösen Gegensätze zu mildern. Ohne auf dem Boden des Rationalismus zu stehen oder dem Indifferentismus zu huldigen, war sie stets darauf bedacht, religiöse Toleranz zu verbreiten. Von Anfang an gehörten ihrem

¹⁾ V. 1769, S. 8; 13—34. — ²⁾ V. 1776, S. 8. — ³⁾ V. 1782, S. 76.

Kreise reformierte und katholische Schweizer an. Von irgendwelchen Glaubensdifferenzen weisen die Verhandlungen nicht die geringste Spur auf; und wenn auch katholische Mitglieder wegen Maßregelungen von seiten ihrer Regierung vorübergehend ausblieben, fanden sie sich doch wieder ein, und mit ihnen kamen andere, neue, selbst katholische Geistliche und wurden in mehr denn einer Versammlung besonders begrüßt und recht eigentlich gefeiert. Man fühlte allgemein mit Dr. Laurenz Zellweger, der in dem politischen Testamente, das er der Gesellschaft 1764 überreichen ließ, u. a. sagt: „Das Hauptwesen der Religion besteht in der Rechtschaffenheit des Herzens gegen Gott, in Ausübung der Pflichten, die wir ihm als unserm allgemeinen Schöpfer und Vater, die wir unserm Nächsten, der menschlichen Gesellschaft, dem Vaterland und uns selbst schuldig sind. Es ist deshalb allen ehrlichen, verständigen und tugendhaften Eidgenossen gemein und einerlei und hat keinen andern Einfluß auf die geschworenen Bünde, als daß man einander Treu und Glauben halte, es redlich meine und sich brüderlich liebe. Weil aber zuletzt ein jeder Mensch nicht auf Kredit, sondern für sich selbst vor Gott und seinem Gewissen Rechenschaft über Glauben und Leben abzulegen hat, so soll man billig jedem die an seinem Ort eingeführten Lehrsätze und Zeremonien mitzuglauben und mitzumachen überlassen“. ¹⁾

Der in Schinznach ausgestreute Same edler Duldsamkeit ging im stillen auf und wurde später auf alle Teile Helvetiens übertragen. „Man sah ein, daß jede Religion ihre guten Menschen habe, und daß ein feindseliger und verfolgender Sinn keiner Religion, wohl aber der Leidenschaft aller Religionsbekenntnisse eigen sei“. ²⁾

* * *

Gleich bei ihrer Gründung hat die Helvetische Gesellschaft ein Feld betreten, auf dem sie ganz Ersprößliches leisten sollte, den Boden der vaterländischen Geschichtschreibung auf Grund ernster Quellenforschung. Schon im „Entwurf einer Helvetischen Gesellschaft“ von Dr. Hirzel heißt es: „Die Geschichtskunde wird billig als eines der vornehmsten Mittel angesehen, die Tugend der Bürger und die Glückseligkeit der Staaten zu

¹⁾ V. 1764, S. 57, 58; — ²⁾ Aus der Präsidialrede des katholischen Stadtpfarrers Thaddäus Müller von Luzern, 1821.

befördern. Nur dieser Vorteil macht dieselbe in den Augen des Weisen verehrungswürdig. Unsere vaterländische Geschichte ist noch sehr wenig in diesem Gesichtspunkte behandelt worden, obgleich sie es nicht minder als die von irgend einem andern Volke verdient. Einen so reichen Stoff nicht ferner ungenützt zu lassen, hat sich eine Gesellschaft durch die Liebe des Vaterlandes vereiniger Freunde vorgesetzt, die Gesetze und die Staatsveränderungen der Eidgenossenschaft sowohl als die Sitten und die Gelehrsamkeit ihrer Bürger in den verschiedenen Zeitaltern der Republik nach den echten Grundsätzen der Geschichtskunde in ihr wahres Licht zu setzen und ihre Bemühungen zu dem Besten des Vaterlandes fruchtbar zu machen“ ¹⁾.

1766 wurde der Vorschlag ²⁾ von Stadtschreiber Salomon Hirzel, die eidgenössischen Urkunden zu sammeln, an eine Kommission gewiesen, und schon 1767 lud die Gesellschaft den Urheber ein, „von dem Plan, so zu Einteilung und Beilegung der Urkunden, die an verschiedenen Orten gesammelt wurden, in die gleiche Ordnung bequem sein möchte, wenigstens einen Versuch den Verhandlungen einzuverleiben“. Dieser Versuch ordnet das reiche Material, aus dem sich die politische und kulturelle Geschichte aufbauen soll, nach folgendem trefflichem System:

- I. Die Eidgenossenschaft im engern Sinne oder die wirkliche Vereinigung der freien Staaten.
 1. Der innere Zustand der Eidgenossenschaft.
 - a) Die Bündnisse der Eidgenossen.
 - b) Ihre Gesetze.
 - c) Ihre Verhandlungen.
 2. Der äußere Zustand der Eidgenossenschaft.
 - a) Verbindung mit dem Reich.
 - b) Verbindung mit den übrigen Mächten.
 - α) Bündnisse.
 - β) Kriege.
 - γ) Friedensschlüsse.
 - δ) Verträge.
- II. Zustand der mehreren oder minderen eidgenössischen Staaten in ihrem Verhältnisse gegeneinander.
- III. Zustand der einzelnen eidgenössischen Staaten, ein jeder absonderlich betrachtet.

¹⁾ V. 1763, S. 9, 10. — ²⁾ V. 1766, S. 67—82

IV. Zustand der Gemeinen Herrschaften verschiedener eidgenössischer Staaten.¹⁾

Mit dem Dank an Hirzel für den Plan zur Urkundensammlung verband die Gesellschaft 1768 den Wunsch, es möchten „erleuchtete Liebhaber der vaterländischen Geschichte die schönen Annalen des Aegidius Tschudi nach dessen Grundsätzen weiterführen und ihr Vaterland auf diese Art nach und nach mit einem diplomatischen Werke versehen, welches ihm mangelt und dessen doch der Staatsmann und der Gelehrte gleich oft bedürfen“²⁾. — 1777 nahm man einen Kommissionsantrag an, nach welchem man „künftig zu End einer jeden Versammlung einem schon mehrmals geäußerten Wunsch gemäß Freiwillige auffordern wolle, wichtige Themata aus unsern vaterländischen Rechten und Geschichten in beliebiger Form auszuarbeiten“.³⁾ 1778 fügte man bei, daß solche Arbeiten auch von Abwesenden eingesandt werden könnten; geeignete Gegenstände seien Lobreden auf verdiente helvetische Männer, gleichviel ob Staatsmänner, Gelehrte, Künstler oder sonst redliche, wackere Bürger, die sich auf besondere Weise ausgezeichnet hätten;⁴⁾ damit wurde eine schon 1765 von Zunftmeister Ott (Zürich) gemachte Anregung verwirklicht.⁵⁾

Zu wiederholten Malen las Professor Füßli aus seiner Feder stammende historische Darstellungen vor, so 1776 ein Stück seiner „Eintrittsrede in das öffentliche Lehramt für vaterländische Geschichtskunde und Politik“, 1779 eine Arbeit „über den Ursprung der durch den Rat und die Tugend des Einsiedlers Nikolaus von Flüe bewirkten Aufnahme der Stände Freiburg und Solothurn in den eidgenössischen Bund und Errichtung der Verkommnis der acht alten Orte zu Stanz“, 1780 einen Aufsatz „über den vornehmlich durch die Tapferkeit und Tugend Rudolfs von Erlach errungenen Sieg der Berner bei Laupen“, 1781 „über die Quellen und den Lauf der großen eidgenössischen Fehde mit Herzog Karl dem Kühnen von Burgund“, 1788 Geschichtsanekdoten aus dem XVI. und XVII. Jahrhundert, 1789 Auszüge aus Vadians, Zwinglis und Glareans Briefwechsel, 1791 „über den Winterzug der Schweizer ins Mailändische“. 1785 teilte Johannes Müller von Schaffhausen ein paar Abschnitte seiner ganz umgearbeiteten ältesten Geschichte der Helvetier mit. Statt weitere Leistungen aufzuzählen,

¹⁾ V. 1767, S. 20—58. — ²⁾ V. 1768, S. 7. — ³⁾ V. 1777, S. 7, 8. — ⁴⁾ V. 1778, S. 7—9. — ⁵⁾ V. 1765, S. 10, 11.

fügen wir bei, daß die Fortsetzer der Müllerschen Schweizergeschichte, Glutz-Blotzheim und J. J. Hottinger im XIX. Jahrhundert eifrige Mitglieder der Helvetischen Gesellschaft waren.

* * *

Zu den idealen Bestrebungen der Gesellschaft gehören auch die Bemühungen, dem Volksgesang einen vertieften patriotischen Gehalt zu geben. Urheber des Gedankens, „zur Erweckung tugendhafter und großmütiger Gesinnungen bei dem Landvolk die besten Taten unserer Väter in einfältigen Liedern lebhaft vorzustellen, die mit einer leichten Musik oder ihren gewohnten Melodien begleitet wären“, ist Professor Planta, 1766.¹⁾ Pfarrer J. C. Lavater (Zürich), der am ersten Sitzungstag voll feuriger Begeisterung sein Lied: „Wer Schweizer, wer hat Schweizermut?“ gesungen hatte, beeilte sich, der Idee Gestalt zu geben, und legte schon 1767 die ersten seiner „anmutigen und lehrreichen“ Schweizerlieder vor. Man fügte dem gespendeten Danke den Wunsch bei, er möchte noch einige Lieder über die letzten Siege der Eidgenossen im Kampf gegen die Schwaben, über das Glück unserer Landleute im Vergleich zu dem derer, die unter Monarchen leben, verfassen. Im gedruckten Dankschreiben nennt H. H. Füßli die Nationalgesänge Gegengift gegen die Unverschämtheit einer weit und breit gereisten Jugend, der der Patriotismus der Väter ungeheuer und fabelhaft vorkomme. Über die Wirkung der Lieder sagt Füßli: „Sie werden von dem Frauenzimmer gesungen; das ist ziemlich echte Ehre für den lyrischen Dichter. Nicht nur in den seltenen Gesellschaften von Frauenzimmern, die sich's zur Schande rechnen, Bürgerinnen zu sein, — auch im Geheim habe ich Frauenzimmer bei ihrem Nähterahmen belauscht, die Lavaters Liedern mehr Melodie gaben, als vielleicht kein Komponist. Auf Zünften und in Gesellschaften, wo Brüder einträchtig bei einander wohnen, haben die Lieder bereits gereimte Zoten und klingende Unflätereien zum Teil verdrängt. So hat Lavaters Muse nicht nur der Freiheit und den Sitten, sondern auch dem guten Geschmack ein Opfer gebracht. Die unverdorbene Jugend beiderlei Geschlechts, welche ich größtenteils kenne, fragt mich oft mit freudiger Unruhe, ob die Lieder auch bald in Musik gesetzt werden. Endlich sind diese Lieder an Örter der Schweiz gedrungen, wo man sonst kein

¹⁾ V. 1766, S. 10 u. 83—92.

einziges Buch liest, und werden daselbst, einige wenige fremde Ausdrücke ausgenommen, am besten verstanden“.¹⁾

Lavater spendete die verlangten Ergänzungen 1769; bei der Gelegenheit wurden die poetisch veranlagten Mitglieder aufgefordert, für das Vaterland und seine Kinder „vornehmlich häusliche Schweizerpflichten zum Gegenstand ihrer Lieder zu wählen, einem jeden seinen Stand beliebt zu machen und den Schweiß eines emsigen Bürgers mit dem Beifall zu belohnen, den man nur gar zu gern dem stillen Verdienste zu versagen pflegt“.²⁾

Im gleichen Jahre erschienen die Lavaterschen Schweizerlieder komponiert von Pfarrer Johannes Schmidlin von Wetzikon (Zürich), einem Vorläufer Hans Georg Nägelis, des Vaters unseres Volksgesanges, der, ein Mitglied der Helvetischen Gesellschaft in der Restaurationszeit, 1827 das erste Heft seiner Sammlung schweizerischer Männerchöre herausgab. — Trotz der oft aufdringlich lehrhaften Art der Gedichte und des nicht immer natürlichen Empfindungsgehalts der Vertonung sind die Lavater-Schmidlin-Lieder in weiteste Kreise gedungen; einige haben sich bis in die Zeit unserer Großeltern und Eltern hinein zu halten vermocht. Daß sie nicht zu dem unvergänglichen Gut unserer schönsten Volkslieder gehören, liegt wohl hauptsächlich an ihrer allzudeutlichen praktisch-ethischen Tendenz.

* * *

Ein schönes Zeugnis für den gemeinnützigen Sinn der Männer von Schinznach und Olten ist die Anregung zu einem Werke, dessen Realisierung in die Zeit von 1804—1822 fällt und einer bedauernswerten, unglücklichen Bevölkerung fruchtbares Land und Gesundheit schenkte; es ist die Linthkorrektur.

Der Präsident von 1792, Ratsherr Meyer von Aarau, lenkte, eingedenk seiner Mahnung, durch Taten zu wirken und bedrängten Eidgenossen die hilfreiche Hand zu bieten, die Aufmerksamkeit der Versammlung auf die jährlich erfolgenden Überschwemmungen der Ufer des Wallensees und das daraus fließende Elend, verursacht durch Entstehung von Sumpflandschaften und in diesen grassierende Krankheiten.³⁾ Noch eindringlicher verbreitete er sich 1793, gestützt auf eigene Beobachtungen, über das Übel und seine Ursachen; zugleich gab er Räte, wie dem Verderben abzuhelpen sei. „Man reinige und grabe das Bett der Linth so lange und

¹⁾ V. 1767, S. 7, 11—19. — ²⁾ V. 1769, S. 9, 10. — ³⁾ V. 1792, S. 11—31.

so oft aus, bis der Fluß wieder seine ehemalige Vertiefung hat.“ Die notleidenden Bewohner sollten durch obrigkeitliche Befehle dazu angehalten werden, damit die ganze Gegend um Wallenstadt und Wesen wieder trocken und fruchtbar und das schöne Tal bis unter Reichenburg zu grünen mit Bäumen bepflanzten Matten würde. Geschwinder freilich könnte geholfen werden durch Grabung eines Kanals von der Ziegelbrücke bis Windegg und durch Veränderungen am Flußbett der Glarner Linth, was freilich große Mühe und viel Geld kosten werde. „Mögen sich viele Menschenfreunde finden, die den wackeren Einwohnern der unglücklichen Gegend Errettung bringen!“¹⁾

Meyers Vorschlag, aus der Gesellschaft Männer mit einschlagenden Kenntnissen zu einem Augenschein abzuordnen, fand zwar keinen Anklang, wohl aber entschlossen sich einzelne Mitglieder, ihre bevorstehende Sommerreise in die verseuchte Landschaft zu machen, um für eine spätere Beratung des Gegenstandes Kenntnisse zu sammeln; unter ihnen befand sich auch Hans Conrad Escher von Zürich. Unter dem Regime der alten Tagsatzung konnte der Plan natürlich nicht ausgeführt werden; bezeichnend ist ja, daß schon Meyer als Hauptschwierigkeit hervorgehoben hatte, daß die Landstriche unter verschiedenen Regierungen ständen und nicht alle den gleichen Anteil an dem Schaden hätten. Die stürmischen Zeiten der Helvetik waren dem Werke auch nicht günstig. Wie hingegen mit der Mediation ruhigere Tage kamen, griff Escher, dem das Elend ins Herz schnitt, das Projekt wieder auf und ruhte nicht, bis es, durch eine Aktiengesellschaft finanziert, mit Hülfe der Tagsatzung und der einzelnen Kantone in Angriff genommen und alsdann nach vorhandenen Plänen des Berner Ingenieurs Lanz von 1783 in der bekannten Weise durchgeführt wurde.

* * *

Es ist nicht verwunderlich, daß in einem Kreise, wo man sich bei jeder Gelegenheit mit nationalen Fragen abgab, auch militärische Angelegenheiten erörtert wurden, um so weniger als für die Wehrverhältnisse der Eidgenossenschaft immer noch die Bestimmungen des Defensionale von 1668 galten, das zwar ebenso der Abwehr äußerer Angriffe, wie auch der Handhabung innerer Ordnung und der bewaffneten Neutralität dienen sollte und jeden

¹⁾ V. 1793, S. 4, 5; 37—48.

Ort verpflichtete, die andern ohne Vorbehalt bei ihren Freiheiten, Land und Leuten zu schützen, aber infolge kantonaler Selbstsucht und konfessioneller Engherzigkeit trotz gut gemeinter späterer Ergänzungen nie voll zur Anwendung kam.

Schon Balthasar hielt einen einheitlichen Militärdienst für nötig, sowie die Schaffung einer allgemeinen Schatzkammer, eines *Aerarium publicum* zu Kriegszwecken, „damit man das als hart drückend angegebene Defensionale nicht mehr mit ungünstigen Augen ansehe und bundesmäßige Zuzüge verweigere“.)

In seiner trefflichen Rede hebt Amtmann Schinz (Zürich) 1768 freimütig unter den von ihm berührten Schäden die Mängel des schweizerischen Wehrwesens hervor und fragt sich, ob die eidgenössischen Einrichtungen und Verteidigungsanstalten, ihre Waffenübung und Disziplin mit denjenigen des Auslandes Schritt gehalten hätten. „Wir müssen uns nicht verbergen, daß, wenn wir auch noch die gleich tapfern Schweizer wären, die am Morgarten und bei Murten so zahlreiche Heere besiegt, unsere Feinde und ihre Kriegsart anjetzt nicht mehr die gleichen sind. Mit dem Laufe von Jahrhunderten hat sich die Gestalt aller unserer Nachbarn unendlich verändert; und seitdem beständige Armeen zur Politik der Fürsten geworden, zieht die Wagschale ihrer relativen Stärke schwer herunter. Die Kriegskunst ist jetzt eine weitläufige Wissenschaft, zusammengesetzt aus einer Menge anderer Wissenschaften, die eine Kette ausmachen, wovon kein Ring weggenommen werden kann, ohne daß die gegenseitige Unterstützung leidet. — Widmen wir uns aber der Erlernung einer für unsere Unabhängigkeit so notwendigen Kunst mit allem möglichen Eifer? Hangen wir den Übungen, welche sie unumgänglich erfordert, mit solch gutem Willen, Einigkeit, Anspannung des öffentlichen und Privatvermögens, und Zeitanwendung nach, die auch nur einigermaßen der Applikation das Gleichgewicht halten, womit jede souveräne Macht heutzutage die andere zu überflügeln sucht, und worauf sie alle ihre Schätze und ihr Genie verwenden? Sind der Vorrat unserer Zeughäuser und die Beschaffenheit unserer Waffenrüstung für den geübten Blick eines Kenners, eines erfahrenen Feldherrn eben das, was sie in unseren Augen, in unserer Meinung sind? Würde ein solcher nicht wesentliche Lücken, sehr mangelhafte Besorgung und Fehler bemerken? Würde ihn der Rahmen unserer Musterungen

1) V. 1765, S. 49—51.

täuschen, daß er nicht einsähe, was für ungelenkige und unbehelfliche Massen unsere Volkshaufen im Gefechte sein würden, weil ihre meisten Anführer so unerfahren und entsetzlich hinhässig sind und die Übungsstunden des willigen Soldaten, anstatt ihn das wahrhaft Nützliche der Taktik zu lehren, mit bloßem Tande verschleudern? Würde er nicht von unsern militärischen Anordnungen überhaupt urteilen, daß es dabei an dem allerwesentlichsten mangle, an einer systematischeren, wachsamern und stets aktiven Überschauung und Direktion des Ganzen; an der Hand, die alle Räder zugleich in Bewegung setzen und, das Gangwerk der Kriegsmaschine zusammenpassend, vollständig wirksam erhalten muß? Daß dies unser wahrer Zustand sei, werden wir uns leicht überzeugen können, wenn es uns ein Ernst ist, aus unserer Einschläferung aufgeweckt zu werden.“¹⁾

Energisch wendet sich Professor Füßli 1782 dagegen, daß man sich hie und da wegen des langen Friedens in Sicherheit wiege und sich über den echten Militärgeist lustig mache, der in verschiedenen Städten und Ländern endlich anfange, gleichsam der Geist der Republik zu werden. Scharf rückt er denjenigen auf den Leib, die ewig Klage führen „über kostspielige Verteidigungsanstalten gegen einen Feind, der nirgends vorhanden sei“. Wenn man auch seit fast dreihundert Jahren vom Ausland in Ruhe gelassen worden, wisse man doch nie, wann große Gefahren herauf ziehen könnten. So lange die Leidenschaften der Menschen nicht minder ewig sind, glaubt er nicht an den ewigen Frieden.

„Wer verbürgt irgend einem Staat unter der Sonne mit all seinen größern und kleinern Nachbarn unzerbrüchliches Wohlergehen? Des Stoffes zum Bruche einer Nation mit der andern gibt es unzählige; der Mittel, solchen zu verhüten, hingegen kenn' ich nur zwei, beide gleich notwendig. Das eine ist die beharrliche Klugheit, allen Anlässen dazu auszuweichen, das andere eine militärische Verfassung, welche zeigt, daß man übrigens den Krieg nicht fürchtet und nicht zu fürchten braucht.“

Trotz großer Militärlasten heiße es kriegsbereit sein. „Berechnen die (friedensseligen Leute) noch so bündig, was aus Hauptgut und Zinsen jener Summen für den Feldbau, die Gewerbe, die Wissenschaften, die Künste, zumal in einer kleinen Republik,

¹⁾ V. 1768, S. 44—46.

ausgerichtet, was für Philanthropine, Fündel- vielleicht auch Hurenhäuser gestiftet, was für Opern- und Konzertsäle, was für Bildsäulen zweideutiger Patrioten hätten erbaut werden können, so frage ich hinwieder ganz kurz: Und wenn wir alle diese tausend Siebensachen hätten und wenn sie uns alle nütze wären, und uns gebrähe in der Not das, was dann das einzig Notwendige ist (ein tüchtiges Heer): Verfluchen, denk' ich, würden unsere Kinder und Enkel den Mann und anspeien sein Denkmal, der solch saubere Weisheit zuerst unter ihre Väter gebracht!“

Wer die Vorteile eines Staatsverbandes genießen wolle, führt Füßli ferner aus, müsse auch die Lasten desselben, vor allem die unvermeidlichsten tragen. Wohl seien die fremden Dienste eine dauernde Kriegsschule der Eidgenossen; aber daß sie den Abgang einheimischer Übungen der ganzen Nation bei weitem nicht hinreichend ersetzen könnten, brauche keines Beweises. In der sichern Zuversicht, daß im Augenblick der Gefahr die Tapferkeit der Alten auch die Enkel beseelen werde, hofft er, daß hunderttausend Helvetier in wohlangelegten Verteidigungsanstalten an Bergen, Strömen und Pässen neue Wunder tun werden, vorausgesetzt, daß die schweizerische Wehrverfassung ihre notwendige Verbesserung erfahre. Mit Genugtuung weist er schließlich auf die Bestrebungen der 1779 gegründeten Helvetisch-Militärischen Gesellschaft hin und fordert zu deren Unterstützung auf; ja er wünscht sogar eine durch die Gleichartigkeit der Interessen gegebene Verschmelzung der beiden Gemeinschaften, damit die besten Absichten in einem Brennpunkt gesammelt würden, von dem aus sie zur Zeit der Not die größte Wirkung tun könnten.¹⁾

* * *

Unsere Schilderung der Tätigkeit der Helvetischen Gesellschaft wäre unvollständig, wenn wir nicht zum Schlusse noch zeigten, wie sie sich bei aller Reserve, die der aristokratische Zeitgeist ihr auferlegte, auf dem damals sehr verfänglichen Gebiete der Politik benahm. Daß ihr Zweck auch ein politischer war, geht schon aus Balthasars Traum, Dr. Hirzels Präsidialrede von 1763 und Dr. Zellwegers patriotischem Abschied von 1764 hervor. Man wollte ja die Gebrechen des Vaterlandes heilen und mußte, weil diese größtenteils mit überlebten politischen und sozialen

¹⁾ V. 1782, S. 23—41.

Institutionen zusammenhängen, notwendigerweise den Boden der Politik betreten. Das Meiste, was man darauf anstrebte, ist freilich ein Beweis für die irrtümliche Annahme, daß das Bestehende bei voller Wahrung der aristokratischen Einrichtungen reformiert werden könne. Der demokratische Zug, der mit der großen französischen Revolution in die Welt kam, vermochte die Gesellschaft im ganzen noch nicht zu erfassen; man bedenke, daß die meisten Mitglieder eben Patrizier oder Bürger regierender Städte waren, von denen viele in Amt und Würden saßen und bestimmt glaubten, eine bloße Reorganisation der vorhandenen Einrichtungen genüge, um ihre Ideale vom Staat zu verwirklichen. Wer beim Fällen von Urteilen über vergangene Zeiten den richtigen Maßstab anzulegen weiß, wird ihnen darob keinen Vorwurf machen, um so weniger als ihre Kritik des gesunkenen öffentlichen und gesellschaftlichen Lebens ehrlich war und sie energisch für die Stärkung des Gefühls schweizerischer Zusammengehörigkeit eintraten und sich auf mannigfaltige Weise bemühten, die Ideen der Aufklärung zu verbreiten. Als Männer der Ordnung empfanden sie freilich eine heilige Scheu vor jeder revolutionären Bestrebung, und noch im letzten Jahrzehnt des Jahrhunderts wurde mehr denn ein Loyalitätsbekenntnis gegenüber der vorhandenen Regierungsform und mehr denn ein Protest gegen den französischen Neuerungsgeist laut. Ja, der Präsident von 1795, Sarrasin von Basel, bekreuzte sich fast vor einer politischen Aktion. Die Ziele der Gesellschaft erörternd, fragt er: „Ist's Politik? Da sei Gott vor! Da würden wir nicht Erholung beisammen haben, nicht die Freuden der Freundschaft und der Vertraulichkeit zusammen genießen; denn es ist ein eigener Kontrast des Menschengeschlechts, daß gerade da der Unterschied der Meinungen wechselseitig als Ketzerei angesehen wird, wo es am wenigsten in unserer Macht steht, etwas wirken zu können.“¹⁾

Im Gegensatz zu solchen Äußerungen ließen sich aber je länger je häufiger auch Stimmen vernehmen, die laut und bestimmt betonten, daß bei bloßer Freundschaftspflege, alleinigem Aufstellen von Idealen und dem tatsächlichen Verharren beim Alten dem Lande nicht geholfen sei, sondern daß man mit allem Ernst unhaltbare, verrottete Zustände fahren lassen und durch neue, gedeihlichere ersetzen müsse. Die Titelvignette der Verhandlungen von 1793 zeigt einen Eichenkranz, der den bezeichnenden Aus-

¹⁾ V. 1795, S. 18.

spruch von Salis umrahmt: „Durch Handlungen zeigt sich der Weise; Ruhm und Unsterblichkeit sind ihr Geleit.“

1776 hielt Quartierhauptmann Zellweger (Trogen) eine wahre Philippika gegen den Luxus, den man sich auf Kosten von Untertanen gestatte. Eine Schande sei es, daß sich Herrschaften fänden, „die ihre Untergebenen wie Hunde achten, sie immer mit neuen Steuern (Anlagen, Kopfgeldern, Zöllen, Weggeldern) und andern Beschwerden unter tausenderlei Namen drücken und sich wenig bekümmern, ob der Landmann unter dem Drucke seufze oder nicht, ob er arm oder reich sei; wenn nur die herrschaftliche Kasse gespickt und imstande ist, den Aufwand der Pracht, der kostbaren Gebäude, der Lustbarkeiten u. s. w. zu bestreiten.“

Obwohl er die industrielle Arbeit für ein Land, das mehr Einwohner hat, als es ernähren kann, notwendig hält, fürchtet er das Überhandnehmen der Fabriken, die der Landwirtschaft die Arbeitskräfte rauben und bei einer übergroßen Steigerung des Verdienstes Weichlichkeit, Müßiggang und Wollust verbreiten werden. Darum verdiene der Ackerbau immer neue Aufmerksamkeit, wie denn „die löblichen ökonomischen Gesellschaften von Zürich, Bern und Solothurn aller Unterstützung und Nachahmung würdig“ seien. „Laßt uns erkennen, daß der Bauernstand der nützlichste Teil der menschlichen Gesellschaft ist, dem für seinen sauren Schweiß Schutz gebührt wider alle Anfälle von Ungerechtigkeit. Sind noch Resten in unserm Vaterlande von der die Menschheit entehrenden Leibeigenschaft, so sollen wir auch da, wenn es in unserm Vermögen steht, ihm das Schicksal erträglich machen.“¹⁾

Junker Dr. Stockar von Neunforn (Schaffhausen) gedenkt 1777 des doppelten Vaterlandes eines jeden Eidgenossen, der engern Heimat, an der man mit allen Fasern hange, und des allgemeinen Vaterlandes, das sich unter Leitung der Vorsehung zum Schutze der Freiheit gebildet habe, allen aber viel ferner stehe. Den Grund, warum die meisten ihre Liebe auf den sie unmittelbar angehenden Teil des Ganzen beschränkten, sieht er in der lockeren Verbindung der Kantone.

„Es ist nicht so leicht, sich zu der allgemeinen Vaterlandsliebe zu erheben, insofern sie nämlich Leben und Tat und nicht bloß ein leerer Schall, ein Kompliment sein soll, welches der ganzen Welt zu machen freilich nichts kostet, aber auch niemand in der

¹⁾ V. 1776, S. 13—27.

Welt etwas nützt. Warum sollten wir uns verbergen, was jedermann in die Augen fällt, daß ein wichtiger Grund mit in unserer Staatsverfassung liegt, warum es uns mehr Anstrengung kostet, diese höhere Vaterlandsliebe in unserer Brust in die volle Flamme zu setzen, die alle andern Neigungen und Wünsche neben sich verzehret. Wie selten sind die Anlässe, wo der Gegenstand unserer Liebe, das allgemeine Vaterland, uns nur recht zu Gesichte kommt; wie weit seltener diejenigen, wo wir das Gute, so wir ihm wünschen, wirklich tun könnten! In viele voneinander unabhängige Staaten verteilt, bleibt das allgemeine Vaterland für uns eine unsichtbare Schönheit, die bloß mit den Augen des Verstandes gesehen werden kann: Wie würde sie uns entzücken, wenn wir sie in leiblicher Gestalt erblickten; wenn irgendeine Nationalversammlung uns diese herrliche Aussicht auf das Ganze gewährte und wir dann, von einem solchen Anblick begeistert, mit all unserer Kraft auf dasselbe und für dasselbe wirken könnten! — Schade, daß es die Natur der Verhältnisse und die Einrichtung unserer Freistaaten nicht erlaubt, die großen Interessen in die Hände eines einzigen oder mehrerer zu legen! Da wir keine gemeinschaftliche Regierung weder haben noch haben können (!) und diejenigen, die sich im Namen der Nation damit beschäftigen, nicht für sich selbst, sondern nur als Repräsentanten und Stimmführer ihrer Stände handeln dürfen, so kann auch keiner derselben, wären auch alle Patriotentugenden in seiner Brust vereinigt, für das allgemeine Vaterland durch deren unmittelbare Anwendung das werden, was er für seinen besondern Stand im gleichen Fall würde gewesen sein.“

Stockar schwebt das moderne, an keine Instruktion gebundene System der Repräsentative vor, und er findet den Wunsch verzeihlich, „daß doch unsere Freistaaten nicht nur, wie sie wirklich sind und ewig bleiben sollen, durch Bündnisse unauflöslich verknüpft, sondern ganz in Einen Staat zusammen geschmolzen sein möchten, dessen Bürger alle gleiche Rechte und Verbindlichkeiten hätten“, gerade wie die Männer von Schinznach im Schoß der Helvetischen Gesellschaft, wo sich das allgemeine Vaterland im kleinen in seiner liebenswürdigsten Gestalt zeige: „Wir vergessen alle Kantonsunterschiede und haben kein anderes Geschäft, als uns dem Gefühle des Glückes zu überlassen, Söhne Helvetiens zu sein, das unser aller Mutter ist“. ¹⁾

¹⁾ V. 1777, S. 13—35.

Zu den Politikern von Schinznach zählt auch Professor Füßli, dem der Polizeistaat mit all seinen verletzenden Maßregeln ein Greuel ist. Im Hinblick auf die politischen Unruhen in einzelnen Kantonen sagt er 1782:

„Die Aufrechterhaltung eines echten Freiheitsinns in allen unsern helvetischen Staaten soll eines der ersten Augenmerke einer wahrhaft landesväterlichen Regierung sein; Ausschweifungen desselben werden dadurch am sichersten verhütet, wenn die angesehensten Personen der Nation mit männlicher Verachtung aller blöden Vorurteile in den Rats- und Gerichtsstuben selber zuerst anfangen, gewissen hie und da verkannten großen Wahrheiten wieder die Ehre zu geben, welche ihnen gebührt: Der Wahrheit z. B., daß die gemeine Ehre des geringen wie des vornehmen Bürgers und Landmanns in unserer Eidgenossenschaft eine gleichsam über alles Erdreich derselben ausgebreitete zarte Pflanze sei, die mit dem wunderbaren Gewebe unzähliger Wurzeln das ganze Vaterland trägt, ein zartes unscheinbares Gewächs, welches darum der Unwissende und Fühllose leicht und ohne Bedenken zu verletzen pflegt und um so viel mehr die zärtlichste Wartung und Wässerung erheischt, wenn es nicht ersticken soll.“¹⁾

Als Kenner der Geschichte weiß Füßli, daß die Eidgenossenschaft infolge der Unterhandlungen mit den beteiligten Staaten im Anfang des Jahrhunderts beinahe in den Wirbel des spanischen Erbfolgekrieges hineingezogen worden wäre. Nun erweckt ihm die Erneuerung des Bündnisses mit Frankreich durch alle dreizehn Orte Befürchtungen für die Neutralität. Er warnt davor, „neue auswärtige Verhältnisse anzuknüpfen, oder auch die wirklich bestehenden über ihren eigentlichen Zweck hinaus noch enger und verbindlicher zu machen, etwa aus Furcht vor Absichten und Unternehmungen der Großmächte. Auf die Frage, ob uns früher oder später engere Verbindungen mit auswärtigen Staaten zuträglich oder schädlich sein werden, antwortet er:

„Entweder ist irgendeiner von jenen Mächten, die in dem System unsers Weltteils wesentlich wiegt und zieht, an der Unabhängigkeit unserer konföderierten Freistaaten aus eigener Staatsraison etwas gelegen oder nicht. Im ersten Fall wird sie diese Unabhängigkeit, auch ohne unsere weitere Verkettung mit ihr, gegen alle Anschläge oder Angriffe durch Unterhandlung

¹⁾ V. 1782, S. 19, 20.

oder tätliche Hilfe zu retten bemüht sein. Im andern Fall würde uns, denk' ich, eine solche Verkettung zu nichts anders nützen, als etwa dem zuschauenden Europa urkundlich zu zeigen, wie sehr wir hinters Licht geführt worden. Allein nicht nur nichts gewinnen könnten wir, sondern würden offenbar das Größte, unser Alles aufs Spiel setzen, wenn wir jemals unsinnig genug sein sollten, uns allzu entschieden an irgendeine Macht zu hängen. Denn laßt dieselbe nur mit einer oder mehreren der übrigen zerfallen, so werden uns diese letztern natürlich ebenfalls als ihre Feinde ansehen und auch als solche behandeln. Schwerlich werden indessen unsere Waffen den großen Streit entscheiden, sondern wir vielmehr mit unserm mächtigen Freunde stehen oder fallen. Im ersten Fall ist die Glorie nicht groß und nichts gewonnen: Und fallen wir, so geschieht es tief; es sei nun, daß man uns im Friedensschluß ein Ohr abhaut oder in corpore zum Saldieren braucht, oder daß wenigstens, was nicht viel beneidenswerter ist, unsere verblutete Staatsfigur den Schicksalen des gefreundeten Monarchen in alle Ewigkeit, wie der Schatten seinem Körper, folgen muß.“¹⁾

„An den großen Staatshändeln von Europa so wenig als möglich, am liebsten gar keinen Anteil zu nehmen, Eidgenossen! ist euer großer Gewinn. Hüten wir uns täglich mehr, in der Welt großes Aufsehen zu machen. Es kann uns unmöglich Vorteil bringen; wohl aber könnte es den äußersten Schaden gebären.“²⁾

Von Bedeutung sind auch die Urteile des Luzerner Patriziers Meyer von Schauensee von 1796 über die französische Revolution; sie beweisen uns, daß der den regierenden Kreisen seines Kantons angehörende Mann das Wehen der neuen Zeit erfaßt hatte und fern davon war, sie nach einem abgenutzten, nicht mehr gültigen Maßstab zu bewerten. Wohl beklagt er die Ausschreitungen der Revolution, aber sie sind ihm bloße Begleiterscheinungen einer im übrigen natürlichen Entwicklung.

„Der mit forschendem Blicke prüfende Philosoph beobachtet den historischen Gang in seiner konstanten Tendenz und Totalwirkung. Er bemerkt inmitten des Gewühls der Waffen und der Gärung entgegentretender Kräfte das stete Vorrücken einer undurchdringlichen Masse, die sich durch ihre eigene Schwere bewegt und in ihrem Gang unaufhaltbar alle Hindernisse über-

¹⁾ V. 1782, S. 44—46. — ²⁾ V. 1782, S. 48, 50, 51.

steigt. Wenn er den Ursachen (des Terrorismus) nachforscht, so sieht er hier die traurigen Wirkungen, welche Vorurteile, Verbrechen, niedrige Leidenschaften, beleidigter Ehrgeiz, herrschende Laster und fremdes Einmischen kalter Politiker veranlaßten; kurz, er sieht hier den Menschen der alten Welt, der aus der Schule der Verdorbenheit in die neue Welt eintritt, von welcher er eine neue Erziehung zu erhalten hat.“¹⁾

Meyer von Schauensee bewundert die großartigen patriotischen Leistungen der von allen Seiten bedrängten französischen Nation und ihren Enthusiasmus, der bei jedem neuen Hindernis größer und kräftiger wurde, besonders als das Schreckenssystem unter seinen eigenen Streichen fiel. Einfache, bestimmte und wahre Grundsätze hätten diese magische Wirkung zustande gebracht, „Grundsätze, die mit der menschlichen Natur übereinstimmen, die dem Menschen seine Würde fühlbar machten und ihn seine unveräußerlichen Rechte kennen lehrten, auf denen allein seine Moralität beruht; Grundsätze, die in sich selbst eine aktive Gewalt besitzen, dem Menschen große und erhabene Gefühle einflößen und ihn mit einem Mut beseelen, der allen Gefahren und selbst dem Tode trotzt.“²⁾

Die Wirkungen der Revolution werden nach Meyer von Schauensee von nicht geringerer Bedeutung sein als die des Christentums, der Völkerwanderung, der Kreuzzüge, der Reformation und anderer größter Weltbegebenheiten. Er fragt: „Hat nicht der (Koalitionskrieg) ganz Europa in Bewegung gesetzt? Wurden nicht der Austausch der Begriffe befördert und die Seelen der Menschen neuen Eindrücken empfänglicher gemacht? Hat nicht dieser Krieg Menschen mit Menschen in Kontakt gebracht und die neue Lehre in die entferntesten Gegenden der Welt mit einer Schnelligkeit ausgebreitet, wie keine Propaganda es je hätte tun können? Hat nicht der unerwartete Erfolg, der das Unternehmen krönt, der Sache eine Popularität gegeben, die sich überall auf mannigfaltige Weise äußert? Wenn mein Geist sich mit all dem beschäftigt und die Bedürfnisse unserer Zeit überlegt, so scheint mir alles anzukünden, daß Ereignisse folgen werden, die die Basis zur Moralität der Menschheit gründen werden, die aber zum Nachteil der gegenwärtigen Generation sich zutragen könnten, wenn sie weder weise noch gut sein wird. Ich kann euch nicht

¹⁾ V. 1796, S. 6, 8. — ²⁾ V. 1796, S. 12, 13.

bergen, daß beim Überblick der Geschichte unserer Tage ich auch besonders auf den Einfluß aufmerksam bin, den sie gegenwärtig schon auf unser Vaterland hat, und jenen Wirkungen nachforsche, die sie für die Zukunft haben möchte. Diese Frage scheint mir um so wichtiger zu sein, weil nur die richtige Beantwortung derselben uns Aufschlüsse über weises und gerechtes Betragen zu geben und alle jene Übel und Drangsale von unsern friedlichen Hütten zu entfernen vermag, die wir von unserm Vaterlande abzuwenden uns immer eifrigst bestreben werden“.¹⁾

Meyer von Schauensee getraute sich allerdings nicht, die Wege genau anzugeben, wie man einer Revolutionierung der Eidgenossenschaft vorbeugen könnte; aber indem er mit schlagender Beweiskraft von der Notwendigkeit sprach, in erster Linie den verderblichen fremden Söldnerdienst aufzuheben, unterwarf er die Regierungsweise der bestehenden Aristokratien einer scharfen Kritik.²⁾

Zu den politischen Köpfen von Schinznach und Olten gehörten vor allem zwei Vertreter der jüngeren Generation, H. C. Escher und Albrecht Rengger, die mit Paul Usteri und andern Schweizern in Göttingen studiert hatten. Alle Drei verband eine schöne Freundschaft, die noch enger geschlossen wurde, als sie, nach Hause zurückgekehrt, sich in edlem Wetteifer um des Vaterlandes Wohl und Wehe zu bemühen angingen. Die Göttinger Universität hatte mit der ihr zugemessenen außergewöhnlichen Lehrfreiheit auf die universell beanlagten, hochgesinnten Jünglinge einen mächtigen Einfluß ausgeübt. Getragen vom Geiste der Aufklärung und der Liebe zum Vaterlande, waren Escher und Rengger der Gesellschaft früh nahe getreten und bildeten bald mit Usteri, der freilich bloß ein paar Mal als Gast erwähnt wird, den Kern eines in modernen Ideen aufgehenden Geschlechtes von Stürmern und Drängern, die mit vollem Bewußtsein den aristokratischen Zuständen gegenüberstanden und als frisch angreifende und sicher auftretende Persönlichkeiten gegen die Wende des Jahrhunderts hin den Übergang bildeten vom bloß doktrinären Wirken der Alten zu den realisierenden Unternehmungen der Schweizerischen gemeinnützigen Gesellschaft und anderer Vereinigungen des folgenden Zeitalters.

Rengger, dessen Vater längst ein angesehenes Mitglied der

¹⁾ V. 1796, S. 14—17. — ²⁾ V. 1796, S. 18—112.

Gesellschaft war, wohnte den Sitzungen zunächst einige Male als Gast bei; 1791 wurde er Mitglied und führte sich in der Versammlung von 1793 mit seiner Rede: „Über die politische Unduldsamkeit und Ketzermacherey“ so gut ein, daß „ein löbliches Komitee einmütig wünschte, diese wegen ihrer musterhaft klugen Freimütigkeit und gründlichen Belehrung dem helvetischen Publikum durch den Druck mitgeteilt zu sehen“. ¹⁾ Die Gesellschaft pflichtete bei und erreichte damit den „Kulminationspunkt ihrer politischen Entwicklung“.

Rengger stellt einleitend fest, wie verschieden von berufenen und unberufenen Nativitätsschriftstellern über die Folgen der französischen Revolution geurteilt werde. Der Beobachtungskunst oder Divinationsgabe des einzelnen überlassend, welche Ansicht die zutreffendste sei, macht er darauf aufmerksam, daß die Revolution in den ersten drei Jahren eine besondere Folge gezeitigt habe, von so schlimmer Art, daß sie nur so fortzuwirken brauche, um die schönste Seite aus unserm Volkscharakter, die Toleranz, wegzutilgen. Diese bedenkliche Folge, welche schweizerische Redlichkeit und schweizerischen Brudersinn für immer zu verbannen drohe, sei die politische Verketzerungssucht, die man sonst nur bei innerlich zerrissenen Völkern treffe, die aber jetzt mitten in friedlichen Ländern und im Schoße ruhiger Völker sich zeige. An Stelle theologischer Glaubensgerichte hätten jetzt die politischen ihre Schöppenstühle aufgeschlagen, ein Umtausch, wobei die Menschheit wenig gewonnen habe; denn jene banden und lösten doch nur für den Himmel, wozu sie die Schlüssel nicht hatten, diese bänden und lösten hingegen für die Erde, wo sie nur zu oft beides könnten.

Politische Ketzermacherei sei es, wenn man sich die Gerichtsbarkeit anmaße: über politische Grundsätze, die ein jeder so oder anders haben und gleichwohl ein redlicher Bürger sein könne, über Meinungen und Urteile von fremden Staatsangelegenheiten und solchen des eigenen Landes, wobei jedoch weder die Achtung vor den Gesetzen und ihren Verwaltern beleidigt, noch irgendeiner tadelhaften Folgerung, außer im Munde des Verleumders, Platz gegeben werde. Wie bei den Autos da Fe früherer Jahrhunderte pflege man heute jeden Andersdenkenden im Geleite

¹⁾ V. 1793, S. 5. — Die Abhandlung erschien als besonderes Heft für weitere Kreise; abgedruckt ist sie bei Kortüm, Renggers Kleine Schriften.

seiner Familiaren zum Scheiterhaufen zu führen. Rengger bedauert, daß die politischen Hexenverbrennungen in der Schweiz immer häufiger würden, in dem Lande, das unter dem Baume der Eintracht aufgewachsen, der letztern besonders in den Tagen der Gefahr am wenigsten entbehren dürfe. Darum will er gerade im Kreise seiner helvetischen Brüder von bürgerlicher Einigkeit sprechen als an derjenigen Stätte, wo der halbttausendjährige Bund — der, allein in den diplomatischen Rüstkammern aufbewahrt, so leicht zum bloß papiernen werden könnte — zum Bund der Herzen und Geister immer von neuem aufgefrischt und lebendig gemacht werde.

Einst, als sich Friedrich der Große nur den ersten Diener seines Staates nannte, und als Rousseau sein staatsrechtliches Gebäude aufführte, auch als die Nordamerikaner ihren Freiheitskampf kämpften, habe man noch laut nachsprechen, offen loben und tadeln dürfen. Wie anders jetzt, da die nämliche „Sonne der Freiheit die erste Dämmerung zu dem heutigen großen und fürchterlichen Tage über Frankreich hereingebracht hat“.

Die Gründe zur Intoleranz dieser Tage sucht Rengger in den unseligen Parteinamen, in jenen zwei unglücklichen Losungsworten (Aristokraten und Demokraten), die, von Frankreich zu uns gekommen, nun als Maßstab angelegt würden zur Beurteilung äußerer Begebenheiten, wie auch solcher im eigenen Staat, der Stadt und dem Hause, durch alle Verhältnisse bürgerlichen und gesellschaftlichen Lebens. Die Anwendung dieses Maßstabes sei unrichtig und unverantwortlich schon deshalb, weil Leidenschaft und vorangegangener Privathaß die Anführer überall den wahren Gesichtspunkt verrücken lasse und in der Hitze des Parteikampfes die Losung ein Phantom mit allen Häßlichkeiten des persönlichen Lasters werde; und dann seien ja Namen sowieso oft unpassend und mangelhaft. Wenn er irgendeine Meinung, irgendeinen Grundsatz mit einem andern Menschen gemein habe, so billige er weder jede Anwendungsart desselben, noch teile er die ganze Denkart des betreffenden Individuums. „Wenn ich behaupte, daß goldene Paläste und zerfallene Lehmhütten, prassende Schwelger und darbende Menschen auf der besten Welt nicht gut nebeneinander stehen, so behaupten dies die neuen Cartouches in Frankreich auch; aber wenn diese für ihren Teil auf der Stelle zur Ausgleichung schreiten und die Paläste niederreißen oder plündern wollen, will ich es darum auch, und werde ich durch die Behaup-

tung eines aus der reinsten Sittenlehre herausgehobenen Satzes zum Genossen von Bösewichtern und Räubern?“

Rengger bestreitet das Bedürfnis, den in Frankreich beim Vorhandensein der Parteien maßgebenden Parteinamen in der Schweiz Geltung zu verschaffen. „Ich kenne nur eine Partei, um die es uns nottut, die der redlichen Bürger — nur eine Losung, das Vaterland — nur einen Zweck, das größtmögliche Volksglück. Sollten wir auch über die Mittel zum Zweck nicht einerlei Sinnes sein, so werden wir doch um der Mittel willen den Zweck nicht dahingeben wollen.“ Nicht willkürlich gegebene Namen und isolierte Urteile bestimmten Menschen- und Bürgerwert, sondern lange Reihen von Reden und Handlungen; der innere Zusammenhang des gesamten häuslichen, bürgerlichen und gesellschaftlichen Lebens, der ganze Wirkungskreis des Menschen ergebe den Maßstab zu des letztern Würdigung. „Bevor ihr also den Spruch der Verdammung über einen Andersdenkenden aussprecht, begleitet ihn in das Innere seines Hauses; ist er da ein guter Sohn, ein treuer Gatte, ein zärtlicher Vater, ein warmer Freund, ein menschlicher Herr — begleitet ihn in seinen Berufs- und Geschäftskreis, er mag nun daselbst den Pflug, die Feder oder den Richterstab in den Händen führen; ist er da rechtschaffen und tätig, beschaut und betreibt er seinen Beruf von der gemeinnützigsten Seite — begleitet ihn zu den Söhnen der Armut und in die Hütten des Elends; findet er auch da noch seine gleichbürtigen Brüder und unwiderstehliche Ansprüche an seine Menschlichkeit — begleitet ihn überall, wo er auch immer erscheinen mag, durch alle bürgerlichen und gesellschaftlichen Zirkel; ist er immer ein gehorsamer Untertan des Gesetzes, ist er überall wirksam und nur zum Guten wirksam, und ist das Band der Liebe und des allgemeinen Wohlwollens in seinem Dasein überall unverkennbar — nun, so sprecht dann, wenn ihr es könnt, den Verdammungsspruch über ihn aus.“

Wie Rengger erklärt, daß von Freiheit und Menschenrechten sprechen kein Verbrechen sei, so bringt er auch dem Konservativen Duldung entgegen, ihm, der nicht jeden Neuerungsvorschlag mit offenen Armen empfangen und beklatschen, dessen Blicke aber gerade deswegen oft weiter reichen als die anderer, die meistens nur die häßliche Seite des Abzuschaffenden, nur die schöne des Einzuführenden bemerken. Zweien Menschenklassen hingegen soll die gepredigte Toleranz entzogen werden, einmal der Meute jener

neugeborenen Söhne der Freiheit in Frankreich, die gestern noch vor jedem Reichen und Vornehmen krochen und heute sogar ihren gesetzlichen Oberen selbst diejenigen Zeichen von Achtung entziehen, welche kein Gesitteter gegen seinesgleichen unterläßt — und dann jenen herzlosen Egoisten, deren Wirkungskreis einem Spinngewebe gleicht, in dessen Mittelpunkt die Selbstsucht sitzt, denen keine Mittel zu gut oder zu schlecht, keine Umwege zu weit oder zu rauh, keine Ränke zu verwickelt oder zu mühsam sind, wenn sie, ihrem Egoismus frönend, ihr Haus noch in die ferne Zukunft bestellen können.

Rengger sagt, daß die Unduldsamkeit namentlich deshalb verderblich wirke, weil der Mensch durch sie eines seiner vorzüglichsten Bildungsmittel, des Gedankenaustausches beraubt werde, welcher Verlust besonders groß sei, wenn es sich um weltbewegende Vorgänge handle, wie um die französische Revolution. „Wenn ein König den andern vom Throne stößt, so ist das noch keine Weltbegebenheit; es ist ein Namenwechsel, der allenfalls in den Annalen eines Volks, aber nicht in den Geschichtsbüchern der Menschheit aufbewahrt werden soll. Aber wenn eine ganze große Nation — die gebildetste und einflußreichste von allen Nationen Europas — aus ihrem tausendjährigen Schlummer wie durch einen Zauberschlag aufgeweckt, den grauen Riesen, der ihre alte Verfassung bewachte, von seinem ehernen Fußgestelle herunterstürzt, und mit Grundsätzen gewaffnet, die alle Reize der wachenden und träumenden Vernunft an sich tragen, unter dem mannigfaltigen Spiele der höchsten und angestrengtesten Geisteskräfte, im Taumel der edelsten und unedelsten Leidenschaften und unter dem gegeneinanderstrebenden Einflusse aller bösen und guten Geister, zu einer bisher unerhörten Ordnung der Dinge hindurchdringen will — so ist das eine Weltbegebenheit, welche anzustauen und zu zergliedern das ganze kommende Jahrtausend noch genug haben wird.“ — Man sollte sich von allen Gesichtspunkten aus überzeugen, daß die Revolution in Frankreich nicht nur eine spezifisch französische sei, sondern eine Bewegung allgemeiner Natur, ein Experiment gleichsam in der Entwicklung der ganzen Menschheit. Glücklicherweise, keine Materialien zu dem kostbaren Versuche liefern zu müssen, sollten wir um so mehr mit aller Unbefangenheit des Urteils und mit allen Hilfsmitteln der Selbstbeherrschung uns ergehen dürfen über die wichtigsten Fragen, welche die großartigen Ereignisse im Herzen

eines jeden aufwerfen, der nur einen Funken von der uns zum Menschen belebenden heiligen Glut in sich fühlt.

Rengger betont sodann die schlimme Wirkung der politischen Verketzerungssucht auf die Sittlichkeit. Durch sie würden die Begriffe von Gut und Böse verkehrt; Laster heiße jetzt Tugend, Eigennutz Vaterlandsliebe, Parteieifer Bürgerpflicht — und Tugend sei Laster, Wohltätigkeit Parteiwerbung und Gemeinsinn Empörungsg Geist. Endlich entstehe in wildem Fanatismus tödliche Verfolgung, und wo der offene Krieg nicht angehe, da werde er in der Dunkelheit der Nacht geführt. „Alle Lebenskünste lösen sich in eine einzige auf, die große Kunst der Verstellung.“ Durch die Intoleranz würden schließlich die heimtückischen Angeber, die verleumderischen Delatoren großgezogen, jene Scheusale, die man brandmarken sollte, damit wir gleich Feuer und Schwert den Menschen fliehen könnten, „der auch den reinsten Atemzug, welchen er von andern in sich zieht, zu Gift verwandelt und als Gift wieder aushaucht“.

Rengger bestreitet entschieden Notwendigkeit und Zweckmäßigkeit einer strengeren Aufsicht über politische Meinungen und Äußerungen. Wenn er den Geist des Zeitalters recht verstehe, so seien allgemeineres Streben nach eigener Einsicht, Aufhebung der Denkmonopolien und geschwächter Glaube an die überlieferte Autorität seine auszeichnenden Merkmale. Eine Wirkung dieses Geistes sei die französische Revolution, die ihrerseits wieder zur mächtigen Ursache geworden sei. „Sie hat dem Geiste des Zeitalters neuen Antrieb und neue, aber nicht immer wohltätige Richtungen gegeben. Denn es ist auch das Zeitalter der Unreife, des Halbwissens und der Verblendung vom ungewohnten Licht, ähnlich dem Sündenfalle des ersten Menschenpaares, als es den sichern, aber eisernen Zügel des Instinktes zerrissen und den Leitfaden der wählenden Vernunft noch nicht gefunden hatte. Es ist der Übergang des werdenden Jünglings zum gereiften Jugendalter; er hat seine Knabenspiele verlassen, er hat den Glauben an das Wort des Vaters verloren und die Überzeugung von des Vaters Weisheit noch nicht gefunden; darum geht ihm die Torheit zur Seite, und nicht selten geht sie voran; in der Schule der Erfahrung würde er weise werden, wenn er nicht zugrunde ginge, bevor er ausgelernt hat. Darum leitet ihn an der Hand der Liebe und des Vertrauens; Belehrung trete an die Stelle des Machtwortes, und der Jüngling erfahre nicht mehr die

Behandlung des Kindes! — oder schließt ihn ein, wenn ihr wollt, so wird er Türe und Riegel zersprengen; und wenn er auch das nicht tut, werden denn Menschen in Kerkern gebildet? Jene gärenden Massen, die nicht mehr sind, was sie waren, und noch nicht sind, was sie sein werden — was gibt ihnen die elastischen Kräfte, wodurch sie Berge von ihrer Stelle heben und Inseln aus dem Ozeane aufstoßen? Ist es nicht der ungemessene Widerstand, ohne den sie unschädlich in den Luftkreis verfliegen und, in reinere Bestandteile aufgelöst, mit andern Elementen gemischt, ihre angewiesene Stelle im großen Haushalte der Natur finden würden?“

Die Rede schließt mit warmen patriotischen Worten. „Wohl uns, wenn es noch Zeit ist, von einem Irrwege umzukehren. Wenn einmal die Tugenden unseres Volkscharakters und unsere Sitten untergraben, wenn Redlichkeit, Geradsinn, Wohlwollen und Liebe zu unbekannt Namen geworden sind, dann stürzt der Genius unseres Vaterlandes seine Fackel um, und die Manen der von Flüe, der Winkelriede und der Attinghausen verhüllen ihr Antlitz ob den entarteten Enkeln.“ Rengger hofft, daß es nicht so weit kommen werde, daß im Gegenteil das edle Beispiel der verklärten Ahnen jede Scheidewand zwischen Meinungen und Interessen fallen lassen werde. „Wenn der Horizont ringsum mit schwarzen Gewitterwolken bedeckt ist und das Rollen des Donners ihre Nähe verkündet, dann ist nichts mehr, was da noch retten kann als Eintracht — Eintracht unter den Söhnen des Hauses. Wir alle“ — läßt er seine helvetischen Brüder geloben — „kaum einerlei Glaubens, aber einerlei Herzens, wollen uns nie gegen bloße Meinungen, aber gegen das Verfolgen von Meinungen erheben; wir wollen einem guten und friedlichen Volke das schönste Vermächtnis seiner Väter, seine Redlichkeit und seinen Biedersinn und das Palladium unserer äußern Unabhängigkeit, seine Eintracht nicht rauben lassen; und noch der sterbende Patriot rufe den Söhnen Helvetiens das evangelische Testament des sanften Johannes als sein politisches Testament zu: Meine Kinder, liebet euch untereinander!“¹⁾

Die Gefühle für Menschenrechte seit ihrer Jugend im Herzen tragend, waren Escher, Usteri und Rengger im Prinzip der französischen Revolution durchaus zugetan. Unermüdlich waren sie

¹⁾ Kortüm, Renggers Kleine Schriften, S. 115—136.

bestrebt, die im Westen auflodernde Flamme mit weiser Mäßigung auf den heimischen Herd zu verpflanzen, d. h. durch Aufklärung wenn immer möglich den Anstoß zu friedlicher Beseitigung von politischen Mißständen zu geben und damit einer gewaltsamen Umwälzung von innen oder außen vorzubeugen. Sie hofften durch das Mittel von Zeitschriften zu bewirken, daß dereinst anbrechende große politische Aktionen nicht ein beschränktes und unwürdiges Volk vorfänden, sondern Angehörige eines Staates, unter denen sich vom ersten Momente an richtige Gesetzgeber und Beamte zeigten. Nachdem verschiedene Versuche Renggers nach dieser Richtung gescheitert waren, gründete Usteri 1795 seine beiden Journale *Klio* und *Humaniora*; für die letzteren schrieb ihm Rengger als Einleitung die sowohl für den Zweck der Zeitschrift sehr passenden, als auch für sich bestehenden Untersuchungen „Über die Ursachen und Wirkungen der französischen Revolution“, eine gedankentiefe Arbeit, die von des Verfassers politischem Weitblick und echt historischem Scharfsinn zeugt.

Rengger sieht die Revolution nicht als bloße Folge von ein paar Ministerialfehlgriffen oder als das Werk einiger unruhiger Köpfe an; sie ist ihm vielmehr „das sehr zusammengesetzte Ereignis von während einem Jahrhundert sich folgenden Ursachen und Wirkungen“. Anstatt nach Kinderart den letzten Tropfen anzustauen, der ein volles Gefäß zum Überfließen bringt, will er die Bewegung rückwärts verfolgen bis zu Montesquieu, Rousseau und Voltaire, zu den Enzyklopädisten und Physiokraten und dem amerikanischen Freiheitskrieg; ihm liegt die Bewegung im Keime schon fertig im jahrhundertealten Kontrast zwischen französischer Nationalbildung und Staatsverfassung, zwischen Regierungsart und jedem Zweige bürgerlicher Einrichtungen. Und dann sei die europäische Menschheit so innig durcheinander verschlungen, daß, wer die Zubereitungen zur französischen Revolution erzählen wolle, die gesamte Kulturgeschichte Europas in ihrer letzten Periode entwerfen müsse. Innerhalb eines einzigen Menschenalters hätten sich erstaunliche Veränderungen vollzogen. Da sei einmal durch wetteifernde Industrie und überall geweckten Handelsgeist in der Bürgerklasse eine Masse von Wohlstand und Einsicht eingekehrt, welche das Selbstgefühl derselben wachsen ließ und ihr zum Teil den Eintritt in die privilegierte Klasse gestattete. Eine Art Gleichheitssinn habe sich damit zu verbreiten angefangen und im ge-

sellschaftlichen Leben allmählich so viele Formen der Vorzeit, welche das rohe Gepräge der Ungleichheit trugen, als unnütz oder lästig abgeschafft, daß die Veränderungen in Sprache, Sitte, Kleidung und der übrigen Lebensweise nicht mehr von einem unbestimmten Wankelgeiste herbeigeführt schienen, sondern den Gang nach einem Ziele andeuteten. „Während auf diesem Wege ein unverkennbarer Egalisationsprozeß eingeleitet war, verbreitete sich über alle lichten Gegenden Europas eine bisher unerhörte Freiheit des Geistes. Zugleich empfingen alle wissenschaftlichen Zweige eine humanere Richtung; die Gelehrsamkeit erhob sich immer näher zu der Würde einer Bildnerin der Menschheit.“ Damit hörte die Geistesbildung auf, auszeichnendes Merkmal einer Kaste zu sein; sie verbreitete sich gleichsam „in täglich zunehmendem Kleinhandel“ über eine ganze menschliche Welt. „Was eben noch das Geheimnis von Eingeweihten gewesen, ward in kurzem zum Besitztum des Volkes.“ Während auf der einen Seite die Kinderschuhe ausgezogen wurden, traf man freilich auf der andern keine Anstalten zu einer Milderung der „strengen Vormundschaft“. Dadurch, daß die großen und kleinen Machthaber Europas nach französischem Muster lebten und regierten, hätten sie ihren Untertanen unvermerkt etwas von dem fortschrittlichen Sinn des gallischen Volkes eingehaucht, seien sie blinde Werkzeuge zur Erziehung der Völker geworden. Rengger ist der Überzeugung, „daß die französische Revolution nicht allein in Frankreich, sondern in halb Europa gemacht war, noch ehe die erste Zugbrücke der Bastille fiel“; der Geist des Zeitalters, sagt er, ein edler Vater, habe sie erzeugt; aber die Unsittlichkeit einer bis ins Mark verdorbenen Nation habe schon ihre frühe Kindheit zum Ungeheuer erzogen.

Sich den Wirkungen der Revolution zuwendend, gibt Rengger der festen Überzeugung Ausdruck, daß der anfangs zu stark geschnellte, auf Widerstand stoßende und mancherlei Seitenbewegungen ausführende Ball durch stetes Vorwärtsschreiten schließlich sein Ziel erreichen werde. Zufolge des ungeschickten Benehmens der europäischen Mächte Frankreich gegenüber habe die Revolution seit fünf Jahren weiter um sich gegriffen, als sie, sich selbst überlassen, vielleicht in ebensoviel Jahrzehnten getan hätte. Was in den mit den Franzosen im Krieg liegenden Ländern die Gewalt der Waffen und die der öffentlichen Meinung vereint getan, habe in andern die letztere allein fertig gebracht und

werde sie künftighin noch bewirken. Die Regierungen hätten, jede nach ihrer Art, die Einwirkungen der Revolution zu vernichten oder zu schwächen gesucht; während die eine ihre Zügel straffer und kürzer faßte, wehrte sich eine andere ohnmächtig gegen das Umsichgreifen der neuen Ideen wie gegen ein atmosphärisches Gift; alles Ringen, alle Preservative waren umsonst, die politischen Glaubensartikel wurden durch die nie dagewesenen Begebenheiten erschüttert und, weil ein erschütterter Glaube so gut wie entwurzelt ist, dadurch dem Absterben preisgegeben. „Man öffne doch einmal die Augen und sehe: Der Gärungsprozeß unseres Zeitalters läßt sich wahrlich nicht mehr ersticken; jeder Versuch wird früher oder später das Gefäß zersprengen, und nur von einer baldigen Scheidung und Läuterung haben wir Ruhe und Harmonie zu erwarten. Wahrheit also und nichts als Wahrheit und die ganze Wahrheit — diese allein kann uns heraus helfen. Die Irrwische der Nacht und die Popanzen der Dämmerung verschwinden nur vor dem Glanze des Tages; und ungerechnet, daß Anspruch auf Wahrheit das unverjährbarste aller Menschenrechte ist, glauben wir nicht an eine solchermaßen verkehrte Menschennatur, bei der die Einsicht des Besseren den Willen zum Schlimmeren nach sich ziehe; aber wir glauben an die Macht der Sinnlichkeit bei zunehmender Sittenverfeinerung, an das ungezähmte Spiel der Leidenschaften im freieren Wirkungskreise, an den Trieb des Menschen zu herrschen, wo er nicht dienen muß, und an die Gefahr des politischen Fanatismus, wenn seine Fackel so weit herum geschwungen wird, und sehen nicht ein, wie diesen Übeln kräftiger könnte entgegengewirkt werden als durch immer steigende Kultur der Vernunft und Erweiterung ihres lichtvollen Gebietes.“

Rengger behauptet, daß die Revolutionsgeschichte wie die Philosophie, halbgekostet, zur Freigeisterei führe, aus der Tiefe geschöpft, hingegen zur Rechtgläubigkeit zurückbringe; „darum bleibt es (für uns) eine heilige Pflicht, durch parteilose, treue und unbefangene Darstellung dem gesunden Auge eine reine, freie und unbeschränkte Aussicht zu bereiten“. Vor einer Lehre namentlich solle man sich hüten, vor dem *Salus populi suprema lex esto*, diesem verderblichsten Wahlspruch, den irgendein feindseliger Geist nur austreuen konnte, der, im kleinen befolgt, zu Galgen und Rad führe und in den vergangenen Jahren im großen schreckliche Früchte gezeitigt habe. „Diese Art Philanthropie war

von jeher eine fürchterliche Geißel der Menschheit, sie mochte nun zur Bevölkerung des Himmels Scheiterhaufen anzünden, oder die Erde mit glücklichen Bewohnern erfüllen wollen. Sie hat schon die ersten Anfänge der Revolution mit Ungerechtigkeit befleckt, ihren zermalmenden Gang unabsehlich verlängert und den Abgrund der Unsittlichkeit immer tiefer gegraben; sie hat die Frage: ob gute Zwecke durch schlechte Mittel erreicht werden dürfen? ebenso unsinnig aufgeworfen als schändlich bejaht; auf ihren Händen ward eine Faktion um die andere, ein Tyrann um den andern zur Herrschaft emporgetragen. Sie behält auf dem Throne des gesetzlichen Despotismus dem Menschen seine unbestreitbarsten Rechte zurück, weil er sich mit dem Genusse derselben wehe tun könnte; sie teilt Länder und handelt um Menschen wie um Vieh; und nur sie darf den Schandfleck unseres Jahrhunderts, wogegen sich der Geist des Zeitalters von allen Seiten erhebt, die Negersklaverei noch in Schutz nehmen. O lernten wir doch gerecht sein, ehe wir gut sein wollen, und lernten es in der Schule der Erfahrung, bis daß es einer Philosophie, welche die Menschen um so viel glücklicher machen wird, je weniger sie es verspricht, ihre reineren Grundsätze auch in das Gebiet des Staatsrechtes einzuführen gelingt.“ Jeder gutgeartete Mensch, meint Rengger, müsse, wenn er nach den dargelegten Ausführungen die Geschichte der letzten sieben Jahre unbefangen überblicke, zur Überzeugung kommen, daß der allgemeine Friede zwischen Ständen und Ständen erstes und dringendstes Bedürfnis sei. Das Gefühl, auch nur als subalternen Geschäftsträger bei seinem Zustandekommen mitgewirkt zu haben, müßte Befriedigung bringen. Mit einem Apell an Regenten und Regierte schließt er: „Nur zwei Bedinge, und der Frieden ist so gut wie geschlossen; strenger Gehorsam gegen das bestehende Gesetz, und unbeschränkte Freiheit, das Gesetz öffentlich zu prüfen, zu tadeln und ein besseres vorzuschlagen. Es sind dies die Elemente der gesellschaftlichen Vervollkommnung, bei deren Vereine wir das Übrige dem reifenden Gange der Zeit ruhig überlassen können“. ¹⁾

* * *

Mit der Würdigung der eben behandelten Schrift Renggers haben wir eigentlich schon einen Schritt über das Wirken der Helvetischen Gesellschaft hinaus auf das persönliche Arbeitsfeld

¹⁾ Humaniora, Bd. I, S. 1—18; Kortüm, a. a. O., S. 1—12.

eines ihrer bedeutendsten Mitglieder getan. Wir glauben aber, im ganzen ein treffendes Bild von ihren Bestrebungen geboten zu haben, die eine rege Tätigkeit besonders auf pädagogischem, gemeinnützigem, militärischem, patriotischem und politischem Gebiete ergeben und eine Fülle von Anregungen aller Art enthalten. Wenn es auch bei diesen Anregungen blieb und aus ihnen vorerst keine umwälzenden Handlungen flossen, vielleicht überhaupt nicht fließen konnten, „so darf man ihre Bedeutung für die Belebung des öffentlichen Geistes doch nicht unterschätzen“. ¹⁾ Das Wortgepränge von Schinznach und Olten rief allerdings schon zeitgenössischen Tadel wach, sogar im Lager der Gesinnungsfreunde; man beachte die bissige Frage des alten Bodmer, ob denn die Helveter meinten, daß man ihre Symposien für Verhandlungen nehmen müsse. Wenn aber die Helvetische Gesellschaft noch heute wegen ihres Wortreichtums und ihrer Tatenarmut „das würdige Gegenbild der eidgenössischen Tagsatzung des XVIII. Jahrhunderts“ ²⁾ genannt wird, so möchten wir doch zu bedenken geben, daß eben die herrschenden politischen und sozialen Einrichtungen und Zustände an sich für jede gesetzmäßige private Reformtätigkeit unüberwindliche Hindernisse bedeuteten. Auch die energischere Aufklärungspropaganda eines Rengger, Usteri u. a., sowie die örtlichen Bewegungen revolutionärer Art vor 1798 haben keine direkten Erfolge gezeitigt; es bedurfte zur Beseitigung der feudalen Überbleibsel der allgemeinen Revolutionierung unseres Landes durch Frankreich, und nach der Reaktion, die mit dem Sturze Napoleons I. einsetzte, der Regeneration in einzelnen Kantonen, sowie der allgemeinen liberalen Strömung, ja sogar eines letzten Bürgerkrieges, bis 1848 endlich die moderne Schweizerische Eidgenossenschaft als Bundes- und Wohlfahrtsstaat erstand. Diese Tatsache führt uns zu einem milderem Urteil; wir möchten betonen, daß die Ideen, die die Patrioten aufbrachten und verbreiteten, später doch noch wirksam geworden sind; auch mutet uns nach der Prüfung der Protokolle und Beilagen wohlthuend an, daß manche Reformvorschläge auf pädagogischem Gebiet und zur Erweckung eines kräftigeren nationalen Lebens, wie solche in unseren Tagen als neu und dringlich geäußert werden, schon zum geistigen Gute der oft belächelten alten Helvetischen Gesellschaft gehören.

¹⁾ Dierauer, Geschichte der Schweizerischen Eidgenossenschaft, Bd. IV, S. 375.

²⁾ Oechsli, Geschichte der Schweiz im XIX. Jahrhundert, Bd. I, S. 81.

Möchten der goldenen Worte viele, die in ihren Versammlungen gesprochen wurden, heute als Mahn- und Weckrufe aufgegriffen und allem Volke eindringlich zugerufen werden, heute, da in der modernen Demokratie, weil unserer staatlichen Unabhängigkeit und nationalen Eigenart wieder schwere Gefahren drohen, eine Neue Helvetische Gesellschaft „nach besten Kräften dahin wirken will, das nationale Erbgut zu wahren, den vaterländischen Gedanken zu stärken und der Schweiz eine würdige Zukunft zu sichern durch Förderung der nationalen Erziehung, durch Schärfung des öffentlichen Gewissens im Kampfe gegen das Eindringen eines ausschließlichen Materialismus und durch Pflege engerer Beziehungen der Angehörigen verschiedener Landesteile und der Schweizer im Auslande unter sich und mit der Heimat.“¹⁾

¹⁾ Aus den Statuten der Neuen Helvetischen Gesellschaft.